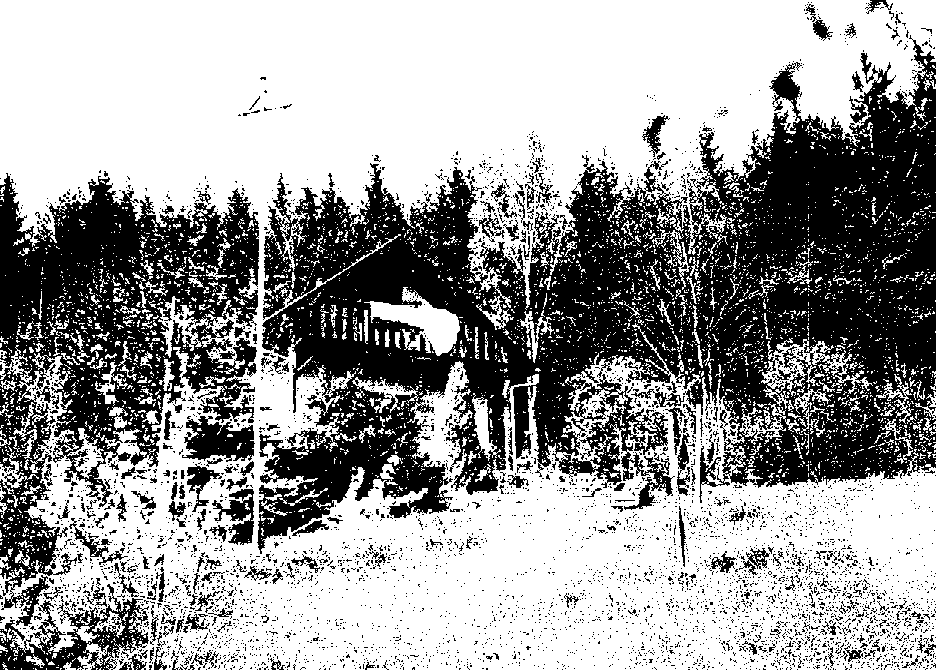
**Hüttenchronik**



Die Hütte 1948

**Meinem Bruder Johannes zum  
70. Geburtstag gewidmet**

1. Ausgabe Weihnachten 1998 6 Exemplare  
2. Ausgabe 20. September 2001 2 Exemplare

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 4

Herzliebster Mann 8

Festhymne zum Hüttenjubiläum 1977 9

Die Hüttenchronik 11

Zeitungsbericht zum 1. Juli 1990 22

Nachtrag zur Hüttenchronik 23

Briefe vom Vater 28

Brief von Onkel Hans 29

Die Wäsche 30

Wir lieben die Stürme 32

Die Werft 33

Das Licht 36

Regentropfen 38

Das Wasserrad 39

Strickiade 43

Das Wasser 45

Die Feuerwehr 48

Fastnacht 50

Fasching 1950 52

Die Rehjagd 54

Wildsaugeschichten 56

Ein Hüttlein 60

Das Puzzle 61

Das Ruderboot 62

Es werde Licht 65

Sommernacht 66

Hüttenspezialitäten 67

Wasser 69

Sommerferien 71

Ferien auf der Hütte 73

Mittsommernacht 74

Hüttenfest 1977 75

Eine wahre Geschichte 77

Drei Linden 82

Buchbesprechung 83

Samstag 84

Der gebändigte Wotan 85

Hüttenlied 87

Hüttenspeiseeis 89

Wie man Frankfurter verjagt 90

Das Fahrrad 91

Die Kreuzotter 93

Die Eismaschine 95

Die Hasenjagd 96

Die Fische 97

Dem Täter auf der Spur 98

Die vierfache Wildsau 100

Lieder von Johannes 103

Nachruf 106

Familientafel 107

Schlußwort 108

Tonbandaufzeichnungen 109

Joachim im Herbst 1998  
mit Ergänzungen 1999/2001



Die Hütte im November 1995

**Vorwort**

Diese Hüttenchronik ist eine Neuauflage der Hüttenchronik von 1977 zum vierzig jährigen Jubiläum der ”Hütte”. Die damaligen Aufzeichnungen wurden von mir elektronisch erfaßt und zum Weihnachtsfest 1998 in sechs Ausgaben meinen beiden Brüdern und meinen Kinder geschenkt. Ich will damit nicht Hüttengeschichte schreiben, sondern Vergangenes aufzeichnen um unseren Kindern und Enkelkindern die Möglichkeit zu geben nachzulesen ”wie war das damals?”  
  
 Es ist selbstverständlich, daß diese Aufzeichnungen nicht vollständig sein können, da ich nur die Dinge, die ich auf der Hütte fand und die schon in meinem Besitz waren, festhalten konnte. Es bleibt daher offen, eine weitere Chronik zu schreiben, oder diese zu ergänzen. Da Heinrich zur Zeit im Krankenhaus liegt, konnte ich ihn nicht um Unterstützung bitten, zumal es ja auch eine Überraschung sein sollte.  
  
 Das Haus wurde von mir nach der Übernahme am 5. Januar 1995 gründlich renoviert. Es ist wieder wohnlich und kuschelig, wie ich es aus den späten 40er Jahren her kenne. Geheizt wird wieder mit einem Herd in der Küche und einem Ofen im Zimmer. Holz haben wir durch den Wegebau für viele Jahre in Fülle. Durch eine Gaube hat der Schlafraum eine ganz andere Qualität erhalten und über dem Schuppen ist ein neues Zimmer entstanden, denn ich habe das Dach um drei Meter verlängert. Für Warmwasser haben wir eine Solaranlage installiert und eine Wärmepumpe soll zu gegebener Zeit folgen um im Winter für Wärme zu sorgen.   
  
 Die Hüttentradition wird von meiner Familie fortgesetzt und ich hoffe, daß das Haus im Spessart uns noch viele frohe und arbeitsreiche Tage bereiten wird. In diesem Sinne will ich schließen und grüße alle die in diesen Seiten blättern oder lesen.  
  
  
 **Am 24. Dezember 1998 starb Heinrich an Herzversagen.**

Ich kann ihn nun nicht mehr fragen und bin auf die Erinnerung von Johannes und mir angewiesen. Da ich aus den Familien weitere Unterlagen erhalten habe, habe ich mich entschlossen nicht erst bis 2007 zu warten, sondern diese neuen Schriftstücke gleich zu verarbeiten. Es sind auch Tonbandaufnahmen von Tante Luise und Mutti vorhanden, so daß auch diese schriftlich aufgezeichnet werden. All dies Dinge haben mich zu der Überlegung gebracht, die Hüttenchronik in Familienchronik umzubenennen, aber ich meine, wir lassen es bei dem alten Namen, nur will ich etwas weiter in die Vergangenheit abschweifen.  
  
 Unser Vater wurde am 21. Oktober 1896 in Kaiserslautern geboren. 1911 mußte er Schwierigkeiten in der Schule gehabt haben, so daß sich seine Eltern entschlossen ihn in ein Internat zu schicken. Da die Pfalz vor dem 1. Weltkrieg zu Bayern gehörte, fand man im Haus von Oberlehrer Valerian Schubert in Würzburg den richtigen Platz und unser Vater ging bis zum Abitur 1915 ans Realgymnasium in Würzburg. Es gab bei Schubert‘s eine Maria, mit der er sich anfreundete. Als unser Vater 1915 nach Metz als Kriegsfreiwilliger einrückte, folgten Briefe von ihr an die Front. Nach seiner Heimkehr bei Kriegsende schloß sich unser Vater 1919 dem „Freikorps Epp“ an, um die Heimat vom Bolschewismus zu befreien.  
  
 Maria studierte Medizin und unser Vater begann nach dem Kriegsende sein Studium als Chemiker, das er 1925 mit dem Dr. phil. abschloß. Eine Anstellung war nicht zu bekommen und so arbeitete er bei Prof. Flury an der Uni Würzburg als Assistent. Maria promovierte 1925 als Dr. med. Am 1. Juni 1925 heirateten unsere Eltern in St.-Adalbero. Unser Vater begann, parallel zur Arbeit im chemischen Institut, auf anraten seines Schwiegervaters Medizin zu studieren. Die ersten 4 Semester bekam er erlassen, mußte aber das Physikum nachmachen. Unsere Mutter - inzwischen Frau Doktor und bei Prof. Lehmann im Institut beschäftigt - wird ihm dabei sicher geholfen haben. 1928 promovierte er mit s.c.l. Heinrich und ich waren zwischenzeitlich geboren.  
  
 Unser Vater fand eine Anstellung im Juliusspital als Assistenzarzt. Wir wohnten damals noch in der Kantstraße im Haus des Großvaters. 1931 starb Opa Schubert und Onkel Hans, Mutters jüngerer Bruder, der ebenfalls in Würzburg Medizin studierte ging später nach Göttingen und Rostock.  
  
 Unser Vater trat 1925, seiner Frau zuliebe zu katholischen Glauben über. Tante Luise, seine ältere Schwester, kam bei der Taufe von Johannes dahinter. Es muß einen riesigen Krach gegeben haben, denn die Poller’s waren streng gläubige Protestanten. Unser Vater wurde NSDAP-Mitglied und später außerdem Mitglied der “Schwarzen SS”!  
  
 Es gab am Dallenberg noch einen großen Garten mit Obstbäumen, ca. 6000 qm. Ich erinnere mich noch gut an die Obsternten am Dallenberg und die Heimkehr über den Fußgängersteg der Heidingsfelder Eisenbahnbrücke mit Leni, unserer Hausangestellten.  
  
 Auch die Indianerspiele im Einschnitt der Eisenbahn entlang der Kantstraße sind mir noch heute in guter Erinnerung. Anfangs hatten wir sogar noch Gaslicht!  
  
 Ganz gut erinnere ich mich auch noch an die Märklin Spur 1. Unser Vater hatte eine Dampflok, die mit Spiritus geheizt wurde. Fauchend drehte sie im Wohnzimmer ihre Kreise, wobei die Gleise mit Zeitung unterlegt werden mußten, des Öles wegen. Einmal hat unser Vater im Garten eine Grube ausgehoben und aus dem Waschhaus mit einem Wasserschlauch

diesen künstlichen See aufgefüllt. Aber nicht einfach so, sondern er hatte aus einer Boden-wachsdose – etwa 12 cm Durchmesser – ein Wasserrad gebaut, das dieser Gartenschlauch in Bewegung setzte. Ein Eisenbahnbrücke kam dazu und über diese fuhr dann die Dampflok. Nun ist sicherlich klar, warum auch ich eine LGB-Dampflok habe!  
  
 Onkel Hans brauchte 1934 Geld für seine Ausbildung, die Eltern konnten ihn aber nicht ausbezahlen, so daß der Dallenberg und die Kantstraße verkauft werden mußten. Am Dallenberg gab es 6 Bauplätze, es blieben ca. 800 qm übrig. Wir zogen daher im Herbst 1934 in die Martin-Luther-Straße 2 um. Makaber ist, daß das Haus in der Kantstraße den Angriff am 16. März 1945 unbeschadet überstand.  
  
 Heinrich blieb in der Schillerschule, Johannes und ich kamen in die Stift-Hauger Schule. Später fanden wir uns alle wieder im Realgymnasium.  
  
 Unser Vater war zwischenzeitlich Internist und wollte sich als solcher selbständig machen. Dies war aber im “Dritten Reich” nicht so ohne weiteres möglich, noch dazu gab es bereits einen Internisten Dr. Holler! So ließ sich unser Vater 1936 als Allgemeinarzt nieder. Er hatte Patienten aus der ganzen Stadt. Als Spezialist für Diabetes machte er sich einen Namen und hatte Patienten aus Dresden, Berlin, Chemnitz und aus anderen Teilen Deutschlands.  
  
 Für uns Kinder folgte zwangsläufig das “Jungvolk” im Fähnlein 3 (Frauenland). Viele dieser jungen Leute sind dann im Krieg gefallen, Rosenberger, Grünholz, Meßthaler usw.  
  
 Das Jahr 1944 war besonders bedeutsam in unserer Jugend. Am 4. Juni begann die Invasion der Amerikaner. Heinrich wurde eingezogen zur Waffen-SS und verlor am 26. 12. 44 bei der Schlacht in den Ardennen seinen linken Arm durch einen Granatsplitter. Meine Klasse verlor bei einem Luftangriff auf Schweinfurt im Juni 7 Mitschüler, die dort als Luftwaffenhelfer an Flugzeugabwehrkanonen – Flak´s - eingesetzt waren, durch einen Bombentreffer.  
  
 Für mich begann der Sommer 1944 mit 4 Wochen Wehrertüchtigung in Wildflecken. Dann kam der Einsatz in den Sommerferien zum Hopfenzupfen in der Hallertau. Anfang September mußten wir an den Westwall nach Hülzweiler bei Saarlautern zum Ausbau von Schützen- und Panzergräben zwischen den Bunkern des Westwalls. Es war eine harte Zeit für einen Jungen aus wohl behütetem Haus. Als wir wenige Tage vor Weihnachten abrücken wollten, weil die Amerikaner immer näher kamen, wurde uns nachts zwei mal die Lok von Jagdbombern zerschossen. Der Ami war auf der anderen Seite von Saarlautern, etwa 15 km entfernt. Wir konnten wie durch ein Wunder entkommen. Wir brauchten 12 Stunden für die 70 km bis Kaiserslautern. Der Zug hatte 80 Viehwagen mit etwa 6000 Jungen! Der Platz reichte gerade zum Sitzen!  
  
 Daheim angekommen fand ich meine Einberufung vor, ich war gerade 16 ½ Jahre alt! Der Bannführer hat mich aber notdienstverpflichtet, das bedeutete einen Aufschub von 3 Monaten. Dann kamen die Angriffe auf Würzburg. Ich leitete damals das Aufräumkommando der Hitlerjugend. Nach jedem Angriff mußten wir ausrücken und von schwer beschädigten Häusern brauchbare Dinge wie Dachziegel, Türen, Fenster usw. einsammeln und zu leicht beschädigten Bauten bringen. Ich lernte damals das Eindecken von Dächern wie im Schlaf. Da wir nichts auf den Rippen hatten, konnten wir auf Dächern herum klettern, die sonst niemand mehr betreten konnte weil sie einsturzgefährdet waren.

Anfang Februar 1945 wurde unser Bruder Heinrich ins Standortlazarett nach Würzburg verlegt. Wir sahen uns fast täglich und er litt noch stark unter seiner Verletzung, körperlich und seelisch! Manchmal schlief er bei uns in der Martin-Luther-Straße. Seine Wunde eiterte sehr, Johannes und ich konnten es vor Gestank ohne offenes Fenster fast nicht aushalten und er fror, denn es war ja noch Winter.  
  
 So kam der Freitag 16. März 1945, ein herrlicher Frühlingstag. Die Forsythien blühten und es war sehr warm. Am Abend gegen 21:00 Uhr kam dann der Angriff der alles zerstörte. Nur das was wir an hatten war unsere Habe, alles andere verbrannte im Feuersturm. Das Kellergewölbe hielt und als es so weit abgekühlt war, daß wir hinunter konnten fanden wir die in Wasserglas eingelegten Eier und die wenigen Kartoffeln gekocht vor, das Eingemachte war nochmals eingemacht! Selbst das Fahrrad sah äußerlich noch intakt aus, war aber völlig ausgeglüht und nicht mehr brauchbar.  
  
 Für Vater, Mutter, Johannes und Marianne (Auth) besorgten wir am Sonntag ein Auto (Bannführer) das die Vier mit unseren restlichen Habseligkeiten nach Neustadt brachte. Die Hütte war von „Frey´s“, Evakuierte aus Efferen bei Köln, belegt. Für die erste Nacht nahmen Auth´s die Vier auf. Ein erfrischendes Bad gab es auch. Auth´s waren froh ihre Marianne wieder gesund und unbeschädigt zu haben. Wir, Heinrich und ich, machten uns zu Fuß auf den Weg. Wir versuchten in Zell einen Zug zu erreichen, denn der Bahnhof Würzburg war auch zerstört und vorerst für Züge nicht mehr passierbar. In Zell war von Westen her Endstation. Wir kamen so irgendwann bis Gemünden und mußten dann zu Fuß weiter nach Neustadt gehen. In der Nacht gegen 1 Uhr sahen wir in Rodenbach ein Licht. Wir klopften dort an und bekamen ein Glas Wasser und ein Stück Brot, denn wir hatten lange nichts mehr gegessen und waren hungrig und durstig. Bei Auth´s fanden wir unsere Familie wieder wohlbehalten den Umständen entsprechend.  
  
 Mit Frey´s einigten wir uns, daß wir ins Wohnzimmer einziehen durften und sie blieben im Obergeschoß. Die Küche wurde gemeinsam genutzt, wobei Kochzeiten vereinbart wurden, von 11 bis 12 – Frey`s und von 12 bis 13 – Poller´s. So ging das bis zum Sommer, bis Frey´s wieder nach Köln zurück gingen.  
  
 Der Angriff bewahrte mich vor weiteren Kriegstaten, denn ich sollte am 20. März 45 zur Waffen-SS in die Lüneburger Heide einrücken. Ich aber war fürs erste durch den Brand verschollen. An Ostern 1945 war dann der Ami im Raum Würzburg und damit der grausame Krieg erst einmal für uns zu Ende. Vater und Heinrich meldeten sich Ende März in einem Lazarett in Bad Kissingen, denn sie waren ja noch Soldaten und kamen dort in Gefangenschaft, aus der unser Vater nicht mehr heim kam. Unsere Mutter entschloß sich als Arzt in Neustadt eine Landpraxis zu eröffnen. Die Bevölkerung war froh nun einen eigenen Arzt im Dorf zu haben.  
  
 Das war nun der Versuch die Vergangenheit zu skizzieren, es gäbe noch viel zu sagen, aber wir wollen es im wesentlichen bei der Hütte belassen.  
  
  
 Joachim im Januar 2001

Würzburg, den 24. Dezember 1939

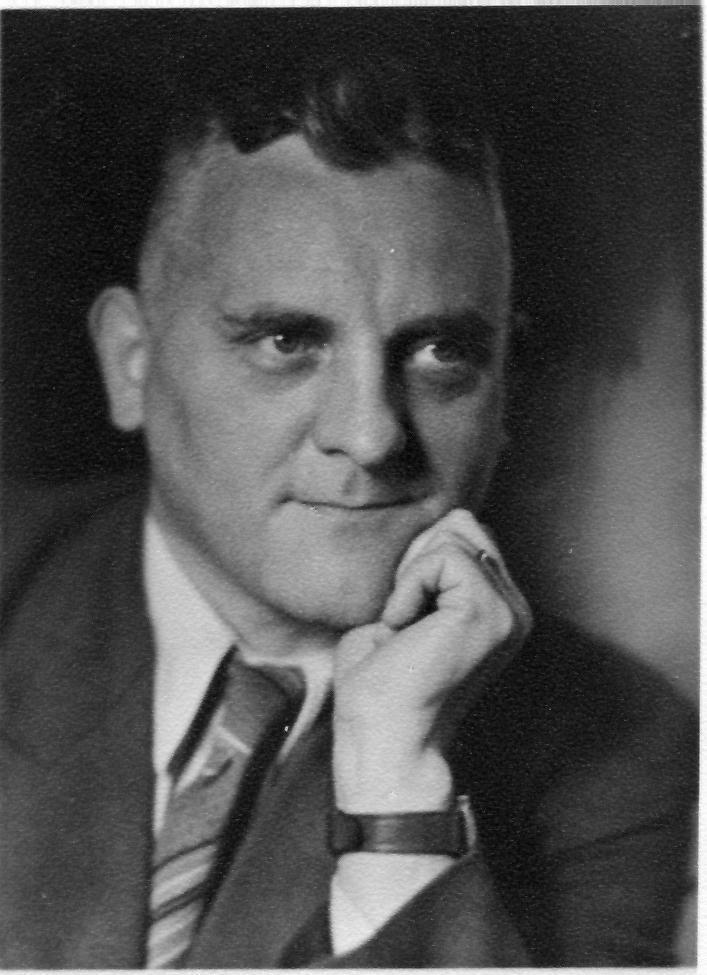
**Herzliebster Mann**

Dieweil nun wieder Weihnacht ist  
und Du bei den Soldaten bist,  
will ich Dir nun ein Päckchen schicken.  
Mußt gar nicht so erstaunt dreinblicken.  
Was ein Soldatenherz begehrt,  
von allem sei Dir was beschert.  
Nimm es als meiner Liebe Zeichen.  
Ich glaub, es wird Dich gut erreichen.  
  
Soll eine frohe Weihnacht sein  
mit Kerzenglanz und Kinderschrein,  
mit Kuchen, und was Du gern ißt,  
Weil Du bei uns auf Urlaub bist.  
  
Der Krieg ist besser zu ertragen  
als der aus unsren Kindertagen.  
Trägst Du auch jetzt das graue Kleid,  
so liegt Dein Kriegsschauplatz nicht weit.  
Und riecht´s auch dort nicht immer schön:  
man kann sich doch zuweilen sehn.  
Zuweilen sich die Hände drücken,  
die Kinder schimpfen und mal schicken,  
wenn man was braucht, telephonieren,  
ein Bonbon schnullen, inhalieren.  
Und kommst Du abends dann nach Haus,  
so ist für mich der Krieg ganz aus.  
So laß uns diesmal fröhlich feiern  
bei Weihnachtsglocken und Julfestfeuern,  
bei Kindersang und Propellergedröhn.  
Weil Du da bist, ist es so schön.  
  
Freu Dich, daß Du auf Urlaub bist.  
Wer weiß, wie’s nächste Weihnacht ist.  
  
Von allen den Deinen herzliche Grüße und Küsse:  
  
Deine Maria (*1939*)

**Festhymne zum Hüttenjubiläum 1977**

Dort im hohen Spessartwalde  
zwischen Quelle, Berg und Tal  
wohnt sie und regiert uns alle  
machtvoll mit der Güte Strahl.  
Dorf, Hütte, Garten, Eichen  
sind das Reich nach ihrem Sinn;  
Linden am Rain die Zeichen  
unsrer Hüttenkönigin.  
  
Freundschaft wird stets groß geschrieben,  
Kranken, Nachbarn hilft sie gern.  
Tiere sind ihr treu ergeben;  
alle achten sie als Herrn:  
Hund, Katze, Vogelscharen,  
selbst die kleine Hüttenmaus,  
halten schon seit vierzig Jahren  
Wache um das Hüttenhaus.  
  
Söhne, Töchter, Enkelsprosse  
kommen oft zum frohen Fest  
in das traute Hüttenschlosse,  
wo man ganz geborgen ist.  
POLLERS Paradies und Freude,  
Hütte, zu dir eilen hin  
alle, die dich lieben, heute  
huldigend der Königin.

Mutti



Unser Vater Dr. med. et phil. Konrad Poller Internist  
 geb. am 21. Oktober 1896 zu Kaiserslautern  
 gest. am 3. November 1946 in Moosburg in Gefangenschaft.



Unsere Mutter Dr. med. Maria Poller geb. Schubert Allgemeinärtztin  
 geb. am 1. Juli 1900 zu Würzburg  
 gest. am 11. August 1992 in Würzburg

**Die Hüttenchronik**

März 1937: Martin-Luther-Straße 2:  
  
 Zum Kuckuck, das ist ja nicht zum Aushalten! Türen und Fenster verrammelt und draußen wird es Frühling! Flüstern und leisetreten, daß keiner merkt, daß der Doktor daheim ist, Flurklingel und Telephon. Wie schön war es doch in der Kantstraße! Nichts wie raus da, daß man sich wieder als Mensch fühlen kann!  
  
 Vierzehn Tage später: Besichtigung eines kleinen Jagdhauses bei oder über Margets-höchheim. Ohne Weg und Steg, nach langer Kraxelei an kahlem Hang eine winzige Hütte ohne Wasser und Licht. Abgelehnt.  
  
 Drei Wochen später: Ein aufgelassener Weinberg bei Gambach, eine Quelle am Fuß des Berges an der Landstraße, ca. 100 m Weg, Blick auf den Main, 24 km von Würzburg, akzeptabel in Ermangelung von etwas Besserem. Es wurden Pläne entworfen für eine kleine Hütte, aber die Kinder ”freuten” sich schon aufs Wassertragen. Anfang Mai kam der Tag des Kaufes. Sonntag. Endlich war der Besitzer da: Verkauf – Nein. – Verpachtung – Ja, aber nur für 33 Jahre.  
  
 Da war es aus. Dahin alle Freude! Wie soll man Bauen und nach 33 Jahren auf und davon?  
  
 Der Doktor war wütend, nein rasend war er. Er fuhr kreuz und quer in der Gegend herum und landete schließlich auf dem Zollberg.  
  
 Ach, grüß Gott, lieber Herr Doktor, wie nett, daß Sie mich besuchen. – Ein Patient, der sich vor vier Wochen verabschiedet hatte. – Was führt Sie denn her zu mir? Schöner Maiausflug?  
  
 Ja von wegen Maiausflug, mir hat ein böses Hagelwetter die ganze Laune verdorben! Und dann kam, wie es sich bei einem Pfälzer gehört, die ganze Misere brühwarm auf den Tisch.  
  
 Aufmerksame Zuhörer. Ja was für ein Grundstück stellen Sie sich denn vor, wie soll es aussehen?  
  
 Es soll Sonne haben, abseits liegen, Wald soll da sein und Wasser, am besten eine Quelle, ein Traumland also!  
  
 Das können Sie morgen schon haben, mit Bauplan dazu!!! Überraschtes, langes Schweigen: Ja wieso und wo, oder nehmen Sie mich auf den Arm?  
  
 Aber Herr Doktor, was denken Sie von mir! Das Grundstück gehört mir, ich wollte dort Bauen, habe aber nun den Zollhof übernommen und brauche es nun nicht mehr.

Wo soll denn dieses Wunderland sein?  
  
 Im Maintal, in Neustadt am Main.  
  
 Noch nie davon gehört.  
  
 Es liegt an einem Südhang, bergwärts Wald, talwärts Wiesen und wieder Wiesen und eine Quelle mit dem besten Wasser weit und breit, die auch im heißesten Sommer nicht versiegt, ca. ½ Stunde vom Dorf? Ruhe, Stille, nirgends ein Haus, nur Hase und Reh und Fuchs und zu Häupten ein Mäusebussard. Zu hören am Abend ein Froschkonzert am Main, ein pustendes Bimmelbähnchen oder ein Käuzchen. – Zwischen Lohr und Marktheidenfeld.  
  
 Ein Paradies.  
  
 Sonntags darauf fuhren wir hin, nach Kartenstudium. Ins Dorf, holten den Bürger-meister ab, der vormals der Eigentümer der Wiese war. Das Auto war gepfercht voll. Wir kamen an die Waldgrenze, ein Hohlweg, alles aussteigen. Es war Ende Mai. Die Sonne stach, die Mücken summten und flogen in die Nase und Augenlöcher, es ging bergauf. Noch weit? Nein nur noch ein Stückchen. Immer noch? Gleich sind wir da! Wie immer der Weg zum Himmel, sprich Paradies, ist mühsam. Endlich!!!  
  
 Wir standen vor einer riesigen Wiesenfläche. Die Halme wogten, die Fliegen summten, die Vögel sangen im Tal vor uns. Hinter uns Wald und durch die Wiesen floß ein Bächlein, der Main schaute funkelnd zu uns herauf, der Mäusebussard zog seine Kreise und von dem ganzen Wiesengrund sollte uns ein schmaler Streifen gehören mit einem einzelnen wilden Birnbaum und im Tal am Lindenrain, standen drei kleine winzige Eichenkinder. Sonst nur Sonne und Stille.  
  
 Wir wurden Neustädter.  
  
 Kurt fuhr nach erfolgtem Kauf von Lohr nach Neustadt, seinen neu erworbenen Besitz sich anzusehen. Es war anfangs Juni. Die schönen Wiesen waren reif zur Heumahd. Die Sensen schwangen, die Bäuerinnen rechten im Schutz ihrer Kopftücher das duftende Gras.  
  
 Alles schaute sich den fremden Mann an, der am hellen Werktag müßig in der Wiese stand.  
  
 Hallo, ich bin euer neuer Nachbar, auf gute Nachbarschaft. Sie begrüßten ihn, mit Lachen, froh der Arbeitspause, zeigten die Quelle mit dem herrlichen, klaren kalten Wasser und machten sich bekannt.  
  
 Herr Doktor, wollen Sie nicht auch meine Wiese haben? Sie liegt gleich daneben.  
– Nur her damit! – Und meine nicht auch? – So waren es im Handumdrehen 3 Wiesenstreifen nebeneinander und die Quelle gehörte dazu, im Terrain gelegen, wenn auch Wasser Allge-meingut bleibt.

Nun wurde entworfen, geplant, dem Geldbeutel und den Wünschen angepaßt, die Lage ausgesucht, Blick ins Maintal Richtung Rothenfels, Kallenbach, der Zimmermann machte den endgültigen Plan und spielte den ortskundigen Berater.  
  
 Der Plan mußte von den Nachbarn unterschrieben werden, Kurt mußte aufs fürstliche Rentamt nach Kreuzwertheim, ich mußte zum erstenmal allein Sprechstunde halten, der Plan wurde eingereicht. Und da geschah es.  
  
 Herr Doktor, Sie können da nicht bauen, das Grundstück gehört Ihnen gar nicht. Diese Katasternummer bezeichnet ein ganz woanders gelegenes Grundstück, das muß bei einer Grundstücksversteigerung verwechselt worden sein. Da, wo Sie bauen wollen, das gehört einem Schiffer in Erlach und Sie haben seinen Grund. ---  
  
 Was tun? Der Schiffer war in Holland und mußte von dort notariell beglaubigt seine Zustimmung zur Grundstücksumschreibung geben. Inzwischen war es Juni und wir wollten doch unsere Ferien in Neustadt auf eigenem Grund und Boden verleben!  
  
 Nach vielem Hin und Her, etlichen Fahrten zum Rentamt und zum Landratsamt, - das mußte ja immer wochentags sein, - nach etlichen von mir gehaltenen Sprechstunden, Hand-werkerbesprechungen, nach allem, was auch zu einem kleinen Bauvorhaben gehört, konnte der Bau dann Mitte Juli beginnen und war, sage und schreibe, am 12. August bezugsfertig, ein Phänomen, einzig dastehend für Neustadt. Jahrelang war das der Gegenstand ungläubigen Verwunderns. Ein Haus, fertig innerhalb von 3 Wochen. Das ganze Dorf kam an, das Wunder zu bestaunen.  
  
 Wir zogen ein. Was zu Hause entbehrlich und für ”Drei Linden” brauchbar war, wurde mitgenommen.. Unter dem Giebel (*Dach*) wurde auf Strohsäcken geschlafen. Im Zimmer, das weiß verputzt war, hatte der Tüncher ein Brett über Eck genagelt und einen stolzen Feld-blumenstrauß darauf gestellt zur Begrüßung.  
  
 Das Häuschen war noch nicht verputzt, stand blank und schutzlos mitten in den Wiesen, die Fensterläden wurden erst später angemacht, ein Örtchen gab es auch noch nicht, wir gingen mit Kinderspaten und – Rechen schamhaft in den Wald. Aus dem Dorf bekamen wir die Milch, extra mit Rahm angereichert, die stellten wir mit steinbeschwertem Deckel in einem Eimer in die Quelle, das war das Hauptnahrungsmittel. Am Küchenschrank, einem früheren Bücherschrank meines Großvaters, hing an einem dicken Nagel ein großer roher Schinken und eine Salamiwurst und wenn wir fort gingen schwamm in einer großen Wassergelte in unserem Brotkasten Brot, Zucker und Gelee. Das hatten wir nach einem harten Ameisenfeldzug gründlich gelernt. Das Spülwasser wurde einfach in einem Wännchen in die Sonne gestellt und zum Waschen gab es die Quelle, eiskalt.  
  
 Inzwischen haben wir festgestellt, daß das anschließende Grundstück noch eine schönere Aussicht hatte nach Rothenfels, aber wir bekamen keinen Streifen mehr dazu. Warum???

Es gab im Tal zwei Quellen: Unsere war der Lindenbrunnen, weil er am Lindenrain liegt. Wir dichteten natürlich gleich eine Siegfriedsage dazu. Aber am gegenüberliegenden Hang entsprang eine Andere mit dem schönen Namen ”Pforzbrunnen” – (*Pfalzbrunnen*). Wieso? --- Eben deshalb.  
  
 Ist ja großartig, das Wasser müßte man untersuchen lassen, das gäbe vielleicht ein zweites Mergentheim! Von da an hieß es: Der Doktor will dahinten ein Sanatorium bauen, gebt acht! Und niemand verkaufte mehr einen qm. Wir aber avancierten zum ”**Lindenfürsten**”. Und die ganze Jugend Neustadts zeigte sonntags ihr ganzes Können auf unserer Wiese mit ihren Fahrrädern. Aufregend und gefährlich! Die neugierigen Bauern kamen uns ausgiebig besuchen und wir waren als ”Standespersonen” am Abend todmüde. Nun hatten wir zwar keine Klingel und Telephon, aber auch keine Ruhe. Dann kam der Zaun und die Fichtenhecke ringsum. Das machte Martin Hoh, der unvergessene. Er legte auch den Hang an, pflanzte Bäume und vergrub im Gurkenbeet einen alten Schuh, damit alles gut gedeihen möge.  
  
 Wenn wir sonntags kamen, hißten wir eine Fahne, die man unten im Dorf sehen konnte, und dann rollte die Proviantkolonne an: ein Laib Brot, ein Eimer ”Extra Milch” und allerlei.  
  
 Inzwischen hatten unsere Söhne den Wald entdeckt, die Holzstöße und was man damit alles bauen konnte, den Saupferch. Schimpfend mußte der Förster vor dem Holzverkauf die Ster erst neu zusammen setzen.  
  
 Wir haben dann drei Linden gepflanzt und danach unser Paradies getauft, gaben aber bald ”Wappen” und den anspruchsvollen Namen auf, und nannten es ”Hütte”, das verhinderte die Neugier unserer möglichen Besucher und schuf uns Ruhe und Frieden. Wir hatten ein Schwimmbassin mit Quellwasser, das kein Wasser hielt, weil Klotzbach, der Maurer, mit Sand gespart hatte und sich aus Bequemlichkeit – und Kostengründen – ”Sand” aus dem Wald holte, denn das ganze Baumaterial mußte sonst mit 3 vorgespannten Kühen auf kleinen Mistwagen im Hohlweg angefahren werden. Das Wasser zum Bauen wurde mit Schlauch aus der Quelle gepumpt, ein Bottich stand in der Wiese und Johannes trank aus dem grünspanigen Mundstück, bekam einen noch nie erlebten Durchfall und machte uns große Sorgen.  
  
 Also: Wasser her!!!  
  
 Da wurde der ”Marskanal” gegraben.  
  
 Das mußte ein 1 m tiefer Graben werden, zur Verlegung der Wasserrohre, frostsicher. Es war ein richtiger Marskanal, eine riesige Wunde vom gegenüberliegenden Berg aus gesehen, schwarz und dunkel durch seinen eigenen Schatten und rot durch den am Rand angehäuften Aushub. Der Vater zog mit Schnur die Richtlinie der Terrasse, gab uns Schaufel und Pickel und Anleitung und wir mußten graben: je eher die Wasserleitung fertig war, desto früher war das Wassertragen zu Ende. Vater baute einstweilen ein Wasserrad, das die Söhne nur bestaunen durften, bis der Graben fertig war. Johannes war noch klein, 6 Jahre alt, er sammelte dafür die von uns ausgegrabenen Schlangennester. Die ”Inspektion” kam und bekrittelte unsere Fortschritte, und wir beteten heimlich um einen dauerhaften Regen. Wir wurden erst 1938 fertig. Die Rohre wurden verlegt. Die Handpumpe angeschlossen. Nun

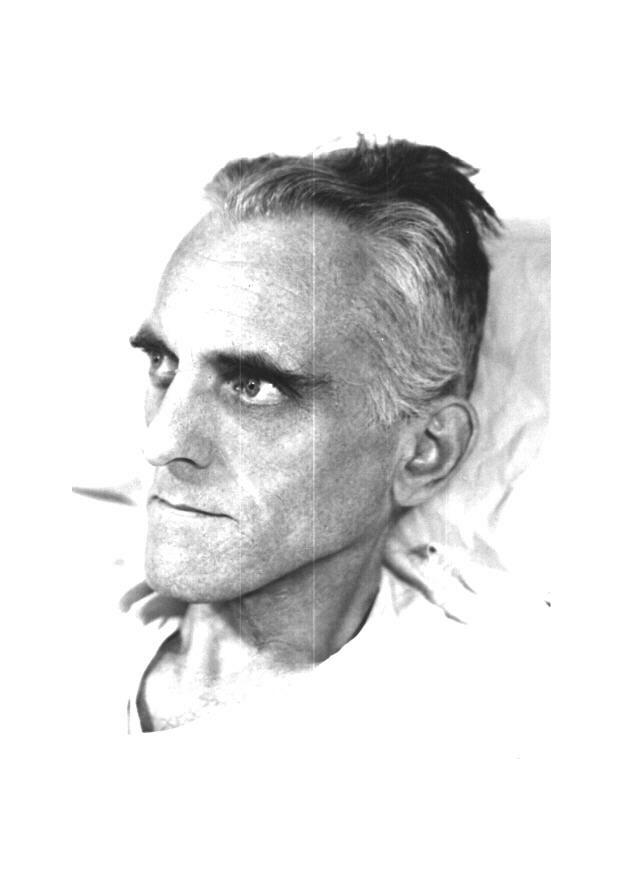
konnte man das Wasser von der Quellstube bis vor das Küchenfenster pumpen. Die Schuhe und Hosen wurden nicht mehr naß, dafür die Arme müde. - ”Üb immer Treu und Redlichkeit”. Die erste Fron war geschaffen.  
  
 Vor dem Küchenfenster stand eine große Gelte im Sommer mit Wasser, im Winter mit Eis, das dann mit dem Beil stückweise ”verkauft” wurde, was man der Gelte ansah.  
  
 Jeden Samstag wurde schnell nach dem Mittagessen aufgebrochen, manchmal auch sonntags früh. Zuerst machte es viel Spaß, später betete man manchmal um einen schönen Wochenendregen. An Weihnachten schliefen wir oben auf unseren Strohsäcken und morgens waren die Betten steifgefroren von unserem Atem, was wir später noch oft erleben sollten und trotzdem dankbar und glücklich waren über unser dichtes ”warmes” Dach.  
  
 Inzwischen machte das Wachstum der Hütte Fortschritte. An der Nordseite wurde aus Fachwerk ein Schuppen angebaut für Gartengeräte und dergleichen, dann kamen die Fenster-läden mit Diebessicherung und dann als Krönung ein Klo, in einer Ecke im Schuppen. Voll Stolz und Eifer baute der Vater ein Häuschen ein mit Tür und Haken und zementierte den Boden zum besseren Sauberhalten. Leider wollte der Zement nicht trocknen. Am nächsten Sonntag beklagte sich Martin Hoh über einen fehlenden Sack Thomasmehl zum düngen. Da gab es großes Hallo, wir wußten nun warum der ”Zement” nicht halten wollte.  
  
 1938 im Frühjahr wurden dann die bewußten ”Drei Linden” gepflanzt, wir legten die Soden unter Mühe und Schweiß im März an die Lindenböschung und beschlossen uns ein Schwimmbad einzurichten. Klotzbach mußte es bauen 4 mal 6 m, und es wurde später die große Sparbüchse für überflüssiges Geld, denn es mußte immer repariert werden, war undicht, bekam Risse wurde gedichtet und angestrichen, aber es war auch eine große Freude. Das Wasser wurde vom Pforzbrunnen mit selbstgelegten Rohren herüber geleitet, hatte also Quellwasser, das man abstellen konnte, wenn es voll war und erlebte viel Lachen, Tumult und Wasserschlachten. Später, als es wegen ständigem Wasserverlust außer Betrieb war, wurde über Eck ein Brett gelegt, an einem Gestell eine Gießkanne aufgehängt, an einer Schnur gezogen, und das Quellbrausebad war fertig. Das war so kalt, daß es einem den Atem verschlug.  
  
 Es wurden Tannenzapfen im Schuppen gehortet und Kohlen und Brikett, es wurde Holz angefahren und gehackt, von außen kamen Heraklithplatten an die Wände, kurz, es wurde gemütlich. Ein Benzinmotor wurde in einem Pumphäuschen eingebaut, das erleichterte den Wasserverbrauch sehr, wir freuten uns sehr auf die Ferien, aber  
  
 **d a k a m d e r K r i e g.**  
  
 Aus war es mit Benzin für Auto und Pumpe. Mit Telegramm wurden wir nachts am 26.8.39 von der Hütte gerufen. Drei Mann hoch kamen sie an, weil sich einer allein zu sehr gefürchtet hätte. Kurt wurde eingezogen, ich wurde dienstverpflichtet für die Praxis. Aus war es mit dem Hüttenleben. Nur noch selten konnten wir hin. Den aus dem Würzburger Hofgarten verpflanzten Sträuchern fehlte die Pflege zum Umgewöhnen und Einwurzeln im fremden Boden, die Fichtenhecke wurde nicht mehr beschnitten. Die Zugverbindungen waren schlecht.

Wir dachten oft an das verlorene Paradies. Außerdem wurde eingebrochen auf der Hütte und alles für einen Mann Brauchbare mitgenommen. Wahrscheinlich ein entflohener Gefangener. Er hatte am Schuppen das Schloß abgeschraubt und mit dem dort verwahrten Pickel das Fachwerk heraus gebrochen, direkt innen unter der Treppe (*1942*). Damit verging uns auch die Lust, in der Hütte etwas auszulagern.  
  
 1944 bekamen wir dann Einquartierung auf die Hütte, eine Familie Frey aus Efferen. Die machte es sich bei uns behaglich, verbrauchte Holz, Kohlen und was sonst noch eßbar und für sie nützlich war, was uns dann 1945 im März sehr schmerzlich traf.  
  
 Ein Gutes aber hatte uns doch der Krieg gebracht:  
  
 Das mainwärts gelegene, anschließende Grundstück gehörte der Gemeinde. Es war ein wüster Distelacker, mit Flachs versuchsweise bepflanzt, ungepflegt, verwahrlost. Eigentlich durfte die Gemeinde eigenen Grund nicht privat vergeben, aber die Gemeinde war froh diesen Schandfleck loszuwerden und so konnten wir ihn dazu erwerben, mit der Begründung, in unserer Hand könnte er besser genutzt werden. So hatten wir zusammen eine Fläche von ca. 5.000 qm, ganz beachtlich.  
  
 **Es geschah am 16. März 1945:**  
  
 Wir wurden ausgebombt. Am 18. 3. 45 kamen wir nachts gegen 11 Uhr nach Neustadt. Wir, das waren Kurt, Johannes, Marianne und Ich. Heinz und Joachim wollten versuchen mit dem Zug nachzukommen. Wir hatten ein Auto – VW – gemietet, wurden aber schon in Würzburg durch einen erneuten Fliegerangriff gestoppt und erlitten 2 Reifenpannen. Nur durch große Versprechungen und Beschwörungen konnten wir den Chauffeur dazu bringen, trotzdem weiter zu fahren. Da unsere Zuflucht von Frey´s belegt war, blieben wir für die erste Nacht bei Auth´s, von denen wir herzlich aufgenommen wurden, zumal sie glücklich waren, Marianne wieder daheim zu haben. Wir badeten, eine Wohltat, nach all dem Rauch und Ruß und wurden wieder Menschen.  
  
 Am nächsten Tag machten wir unser Hüttenrecht geltend: Frey´s schliefen oben, wir herunten, die Küche konnte von ihnen bis 12 Uhr benutzt werden, dann konnten wir kochen. Heinz und Joachim kamen 2 Nächte später bei uns an. Und nun beginnt die Geschichte des  
(*Vater und Heinz mußten ins Lazarett nach Bad Kissingen, denn sie waren Soldaten und kamen dort in amerikanische Gefangenschaft.*)  
  
 **H ü t t e n l e b e n s.**  
  
 Paradies Hütte, du unsere Zuflucht und Rettung!!!  
  
 Du hattest Wände, die ganz waren, ein dichtes Dach, Türen, die schlossen, Fenster, die ganze Scheiben hatten, ein warmes dichtes Dach, Hütte, du gabst Geborgenheit und Schutz. (Wenn Flieger kamen, hockten wir erschrocken unter dem Tisch, obwohl wir wußten, daß es uns nichts helfen würde.) – Das alles hatten wir, auch gute Luft, aber nichts zu essen und anzuziehen. Wir lebten buchstäblich vom Wald. Zuerst aber der Wald, d.h. die darin

verborgenen Soldaten von uns. Da waren welche, die sich durch Flucht über den Main vor den Amis retten wollten. An einem Tag mußten wir 12 beherbergen, je 4 saßen zum Trocknen in der Küche, während auf der durch 5 Fichtenbäumchen kaschierten Veranda je weitere 4 bei Kaffee und Geleebrot saßen. Es gab keine Zuteilungen mehr. Jedes Dorf lebte von der Ladung der Schiffe, die gerade angelegt hatten. Bei uns gab es sehr rationiert Salz und Essig, in Marktheidenfeld Zucker usw., aber es war schwierig ohne Fahrrad rechtzeitig zur Stelle zu sein. Eimal hatte ich im Dorf auf Marken Eier erworben, die ich stolz und glücklich bis an den Hohlweg brachte, da kam mir dort plötzlich ein ”Rübezahl” entgegen: ein feldgrauer Mann mit einem riesigen Stock. Wir erschraken beide voreinander, er jedoch wollte nur wissen, wo der Ami im Dorf war.  
  
 Wir suchten den Wald ab. In Mulden gab es Socken, Hemden, Mäntel, für uns herrliche Schätze, in den Straßengräben fanden wir leere Flaschen, im Wald Pilze und Beeren und vor allem Holz. Wir fristeten unser Dasein mit Brennesselgemüse und Löwenzahnsalat. Manchmal gab es als Arzthonorar 1 ltr Milch oder ein paar Kartoffeln. Und die Markenration. Das war alles.  
  
 Wir waren allein und ohne Freunde. Jeder fürchtete sich vor dem Anderen vor Denunziation. Da schenkte uns Klotzbach einen kleinen Hund (*Stricki*) und Eugen Völker eine kleine Katze (*Minzi*). Mit beiden zog Freude und Glück unter unser Dach. Stricki war ein hochintelligenter schwarzbrauner Spitz und Minzi ein Edelfräulein von Katze, beide treu, verständnisvoll und anspruchslos, Freund und Helfer. Wir pflanzten auf dem Acker Kartoffeln, sie waren dabei, wir säten Spinat und steckten Zwiebeln, sie halfen, wir setzten Johannisbeeren, sie verfolgten kritisch unser Tun. Schnitt ich Gemüse ab, sie waren dabei, suchten wir Pilze, sie schnüffelten im Laub, sogar beim Christbaum holen schlossen sie sich nicht aus, Minzi auf dem Weg in den Wald maulend durch den hohen Schnee hinter her stapfend, auf dem Heimweg mit erhobenem Schwanz vorauslaufend.  
  
 Wir hatten ein Paar Schuhbendel, die anderen waren aus Papierschnur, ein Regencape, ein Fahrrad. Wer es am nötigsten hatte, durfte es jeweils benutzen. Das Fahrrad war meist mit Joachim in Rechtenbach und ich machte meine Besuche zu Fuß. Eines Tages wurde ich unterwegs recht teilnahmsvoll gegrüßt. Ein zweiter solcher Gruß erfolgte. Ich war unsicher. Plötzlich kam jemand auf mich zu und drückte mir teilnahmsvoll die Hand: es tut mir ja so leid, daß sie solches Unglück hatten! Ich war entsetzt und sah im Geiste schon Joachim in Rechtenbach von einem Dach gefallen bei seiner Zimmermannsarbeit.  
  
 Ja, um Gottes Willen, warum denn, was ist passiert?  
  
 Nun weil Ihr Säule verreckt ist! Erlösendes Lachen! War doch unser Wunschtraum, auch einmal eine eigene Sau schlachten zu lassen, schon als Fama ins Dorf gedrungen.  
  
 Wir hatten auch keinen Weg, nur den Hohlweg, im Frühjahr bei der Schneeschmelze durch zahlreiche Quellchen ein munteres Bächlein. Deshalb mußten wir lange auf einem Umweg über den Lachberg nach Hause, weil der Hohlweg anschließend einem Schützengraben glich.

Wir hatten auch kein Licht. Deshalb bauten meine Söhne (*Joachim und Johannes*) aus Helmen ein Wasserrad, das prima funktionierte, mit mühsam und kunstvoll gelegter Leitung Licht lieferte, unser ganzer Stolz, und eifrig von den Amis photographiert wurde als große Attraktion. Die alte Leitung liegt teilweise noch heute als Zeuge von Notstand und Erfindergeist. Bei Hochwasser mühten sich Johannes und Joachim qualvoll mit Eisbeinen, das Wasserrad vor dem Untergang zu retten, im Sommer erlosch das Licht, wegen zu wenig Wasserkraft. Samstags und Sonntag wurde Holz gesammelt und gesägt und gehackt, für Herd und Ofen.  
  
 Unsere Kartoffeln waren sehr ”intelligent”, d.h. winzig, auf unser Gemüse stürzten sich die Schmetterlinge des Tales und die Raupen fraßen alles ab. Wir nährten uns hauptsächlich von Kartoffeln und Salat, später Endiviensalat und es kostete mich bittere Tränen, als die letzten 5 Stauden unter Schnee erfroren. Inzwischen war unsere Kriegseinquartierung (*Frey´s*) wieder abgezogen und mit ihnen verschwand Pickel und Spaten, ein fast unersetzlicher Verlust.  
  
 Joachim arbeitete als Zimmermann bei Kallenbach, Johannes als Glaser bei Werner in Rothenfels, ich hielt Sprechstunde im Dorf. Kurt war von den Amis interniert in Moosburg und Heinz war der Reihe nach in Hammelburg, Schweinfurt und Langwasser, wo wir ihn 2 mal mit viel Abenteuern besuchten. Luise saß in Margetshöchheim und kam angeradelt. Die Hütte sollte uns etliche Male enteignet werden, aber die Interessenten verzichteten, als sie sahen, daß es bei uns weder Weg, noch Wasser, noch Licht gab und wir freuten uns unserer Armut. Gab es Kohlen, so wurden sie unten am Hohlweg abgeladen und wir mußten sie eimerweise herauf schleppen, auch im Dunklen mußten wir fronen, um sie vor Diebstahl zu bewahren. Das erzog zur Sparsamkeit.  
  
 Joachims Mittagessen mußte ich mitgeben. Meist bestand es aus Maisgriesbrei mit Trockenmilch, Trockenei und etwas Aroma und damit mußte er auskommen und arbeiten. Johannes bekam bei seinem Glaser wohl Mittagessen, dafür aber nur 2 RM in der Woche. Ich hatte meine Sprechstunde bei den ”Schwarzen Schwestern” und alle, die den Schwestern gewogen waren blieben bei mir weg, um die Schwestern nicht zu verärgern und neidisch zu machen. Das wurde dann schlagartig besser, als ich bei Frau Welpe ein Zimmer bekam.  
  
 Manchmal bekam ich vom Metzger Griefen für meinen armen Hund, wovon ich dann gutes Essen für alle kochte. Sonst bekam Stricki schwarzen Kaffee (*Malzkaffee*) und Kartoffeln, wir hatten ja auch nichts besseres.  
  
 **1946 (*3. November 1946*) starb Kurt im Lager Moosburg.**  
  
 *Wir wußten nicht, daß unser Vater zwischenzeitlich wieder vom Lazarett in Gars am Inn nach Moosburg zurück verlegt worden war. Unsere Mutter war am 2. November 1946 nach München gefahren um wegen seiner Entlassung und Heimführung Schritte zu unter-nehmen. Sie war also schon unterwegs als uns die Nachricht erreichte. Wir verständigten den Beamten, den sie aufsuchen wollte. Unsere Mutter bemühte sich daraufhin, unseren Vater nach Würzburg zu überführen. Es war kein leichtes Unterfangen, aber sie schaffte es. Unser Vater wurde 14 Tage später in Würzburg beerdigt. Den Sarg haben wir nicht mehr geöffnet!*

Unser Vater Sommer 1946 in Gars am Inn



Heinz kam endlich zurück (*aus Gefangenschaft*). Er wurde Lehrer in Hafenlohr (*1948*).

Joachim machte seine Gesellenprüfung und ging zu Heilit (*26. Juli 1948*), Johannes wurde auch Geselle, arbeitete dann auch auf dem Bau, erlitt kurz vor Weihnachten (*1950*) eine Kniescheibenzertrümmerung rechts und lag beinahe ¼ Jahr im Krankenhaus. Später, in ausklingender Rekonvaleszenz, vollbrachte er große Verschönerungstaten: Eckbank, Leselampe, Küchenschränke, Treppenschrank, Küchentüre und anschließend Wasserleitung graben mit Wasserbassin. Das war ein Riesenfortschritt. Nicht mehr die Gelte über dem Abort

im Schuppen, die bei Besuch wegen eifrigen Händewaschens wegen Hundestreicheln öfters vollgepumpt werden mußte, jetzt konnte man 5 cbm Wasser speichern, gießen, waschen, ohne Angst vor Wassermangel. Das Motorhäuschen wurde vergrößert. Der Sachsmotor war mit seiner Überbelastung oft nicht einverstanden und streikte, und erforderte oft tagelange Reparaturen und viel Überlegung und Geduld. Einmal wurde er sogar mit Uhu geklebt (*Pumpe*) und war damit einverstanden.  
  
 Einschneidende Veränderung brachte dann mein Beinbruch (*1951*). Durch die Unfallversicherung kam endlich auf einen Satz so viel Geld ins Haus, daß wir uns Strom legen lassen konnten. Nun hatten wir endlich Licht und der Behelf mit Kerzen und auslaufenden Petroleumlampen hörte auf. Auch Radio gab es jetzt und Johannes und Joachim mußten nicht mehr ”kurbeln”. Ich denke an ”Die Fledermaus”, ein einmaliger Genuß mit der Kurbelei.  
  
 Joachim brachte uns 1949 (*1948*) eine Wolfshündin aus Rechtenbach (*Karbach*) mit, Stricki wurde Vater und Struppi ein neues Familienmitglied. Minzi beschenkte uns einmal jährlich mit Nachwuchs, es gab zahlreiche süße Katzenkinder, aber von den Vielen war nur Hexi beständig, genau so lieb und adelig wie ihre Mutter und genau so fruchtbar. Mohrle fing Vögel und blieb eines Tages fort.  
  
 Da es mit der Sau nichts war, verlegten wir uns auf Hühner. Ganz kleine Kucken, die wir als Hähnchen kauften, wurden erwachsene Hühner, Italiener, die mit ihrem bunten Gefieder sich sehr dekorativ in der Wiese ausnahmen. Sie waren äußerst zutraulich und ihr Herr und Gebieter war der ”Gocko”. Gocko war zu mir sehr zahm, er flog auf meine Schulter, von wo er mit Stolz sein Reich überschaute und nur immer ganz leise und zärtlich ”gockockock” gurrte. Alle anderen fiel er an und zerkratzte Hosen und Waden mit seinen mächtigen Sporen und war schärfer als ein Wachhund. Den ganzen Zaun entlang konnte ich bei Holzmangel Scheite sammeln, mit denen sich Heinz, Joachim und Johannes morgens beim Fortgehen einen heilen, ungefährdeten Abgang sicherten.  
  
 Übernahm der Gockock Stricki´s Pflichten, so fand das Hühnervolk in Stricki einen starken Beschützer. Ich kam gerade einmal dazu, als eine Henne schreiend unter die Fichten flüchtete, auf deren Rücken ein Habicht saß und sie kröpfte und Stricki hatte den Habicht am Schwanz. Das Huhn kam mit einem Schwächeanfall davon, der Habicht war gerupft.  
  
 Wir fingen auch eine Hasenzucht an. Ich bekam eines Tages als Arzthonorar einen kleinen Stallhasen: Schnupperle, weiß schwarz gefleckt, ein stehendes, ein hängendes Ohr und ein sehr bewegliches Näschen. Es gab stattliche Vermehrung, Joachim baute fachmännisch einen soliden Hasenstall, dreistöckig mit je drei Wohnungen, und wir hatten eines Tages drei Hasenmütter mit einem Nest voller Kinder. Am nächsten Tag waren alle drei Mütter tot, von 17 Hasen lebten nur noch 7, 2 Würfe kamen um, ein Nest voll brachte ich mit Puppenmilch-fläschchen durch. Diese wuchsen uns so ans Herz, daß sie eines seligen Todes sterben durften und nicht auf dem Tisch landeten.

Jedes Jahr brachte neue Überraschungen. Es gab:  
  
 **Stechmückenjahr**. Wir ließen diese Plage von unseren zahmen Bibis, die wir auf der Hand hielten, von den Scheiben picken, oder fingen sie um die Wette mit einer Pinzette.  
  
 **Ohrenhüllerjahr**. Aus jedem Buch, aus dem Brot kamen sie, sie waren einfach überall. Auch Marienkäfer traten einmal in Massen auf.  
  
 Das schlimmste war aber das **Mäuse-** und nachher das **Rattenjahr**. Stricki und Struppi waren fanatische und geschickte Jäger. Stricki grub die Löcher auf und Struppi stand hinter seinem Schwanz in Bereitschaft um das ausgeworfene Material zu sichten, denn manchmal flog nicht nur ein Stein nach hinten, sondern auch die gesuchte Maus. Struppi verzog sich dann heimlich mit seiner Beute und ließ seinen Vater weiter schuften. Beide waren aber dann müde, abgekämpft und erdverkrustet.  
  
 Als Minzi im Wochenbett war, fing Stricki für sie die Mäuse, als Stricki angekettet war wegen kontinuierlichen Durchbrennens, brachte sie ihm aus dem Wald halbe Hasen. Sie stahl auch für die beiden Hunde Heringe und Koteletts nach stummer Absprache. Es gäbe noch unendlich viele Geschichten, die einer Erinnerung wert wären.  
  
 1960 (*1959?*) wurde dann Teddy unser Hundefreund. Er biß zunächst unsere 3 letzten Hühner Tot, riß einem Igel ein Dreieck aus seinem Rücken, verfolgte Wespen und Hummeln und walzte dabei alle Blumen kaputt, verbellte die Amsel und ließ niemanden am Zaun vorbei und niemanden auf das Grundstück. Dabei war er sehr kinderlieb und ließ sich von ihnen aber auch alles gefallen und wurde von allen heiß geliebt.  
  
 Blacky, war dagegen ein Hund fürs Herz. Nie hat er etwas zerrissen, keine Beete demoliert, fraß mit dem Igel aus einem Topf, war treu, still, bescheiden und anspruchslos, aber sehr zärtlichkeitsbedürftig, ebenfalls unvergessen.  
  
 Nachdem bei uns wegen Tollwutgefahr keine Katzen mehr gehalten werden konnten, wuchs bei uns die Vogelschar. Alle Vögel des Waldes wurden bei uns heimisch und lebten ungeschoren wie im Paradies, gefüttert, beobachtet, gehegt, bewundert und geliebt. Auch Eichelhäher, Elster und Igel gehören zu unseren Freunden.  
  
 So rundeten sich die Jahre. Aus Sachsmotor wurde eine elektrische Pumpe, aus Herzhäuschen im Schuppen ein WC und Bad, eine Holzlege wurde angebaut, die Kohlenhaufen und Tannenzapfen verschwanden, dort liegen nun Öltanks, das Schwimmbassin machte viel Spaß, die Halle entstand, nach bippusscher Aussage, der erste private Kindergarten.  
  
 Die Söhne zogen aus und brachten mir liebe Töchter ins Haus, die Familien wuchsen, die Enkel kamen und alle waren glücklich am Lachberg, am Lindenrain, auf der Hütte.  
  
 Ich wünsche, daß sie das auch weiter noch viele Jahre bleiben.  
  
 Mutti (*1977*)

**Zeitungsbericht zum 1. Juli 1990**

Dr. Maria Poller feiert in Neustadt 90. Geburtstag.

Noch mit 74 Jahren für die Kranken unterwegs!

Neustadt (sylt) – „Das Laufen geht nicht mehr so gut, die Zunge aber um so besser“, meint  
Dr. Maria Poller lachend. Sie erzählt, daß sie ihre Zeit mit Lesen, Teppichknüpfen und leichten Gartenarbeiten verbringt und daß sie mit den Eichhörnchen in ihrem großen Hausgarten auf  
du und du steht. Wenn man der munteren und aufgeschlossenen Ärztin im Ruhestand gegenüber sitzt und zuhört, dann mag man kaum glauben, daß sie morgen schon ihren  
90. Geburtstag feiern wird.  
  
Die Jubilarin weiß viel zu berichten über ein bewegtes und von den Kriegswirren über-schattetes Leben. Sie ist in Würzburg geboren und aufgewachsen, hat dann eine Privatschule zur Vorbereitung aufs Abitur besucht und schließlich an der Universität in Würzburg Medizin studiert und promoviert.. Als Frau habe man es damals noch schwer gehabt und dies nicht nur während der Studienzeit.  
  
“Es war nach dem ersten Weltkrieg auch nicht leicht unter zu kommen. Die Männer die heim kamen, wurden bevorzugt, die wenigen Frauen waren da eine unliebsame Konkurrenz“, erinnerte sich die Medizinerin. 1925 heiratete Maria Poller. Ihr Mann, Chemiker und Internist, übernahm 1936 eine Stelle als Oberarzt im Juliusspital in Würzburg.  
  
“Dort habe ich zunächst mitgearbeitet und als mein Mann eingezogen wurde, hat man mich dienstverpflichtet“, berichtet Frau Poller. Auch an den „Schwarzen Freitag“ im März 1945 kann sie sich noch gut zurückerinnern. „Wir haben in Würzburg alles verloren, alles war ausgebrannt“. Und so zog die Ärztin mit ihren drei Söhnen, die alle in Würzburg zur Welt kamen, nach Neustadt.  
  
“Dort haben wir uns 1937 ein Haus gebaut, eigentlich als Feriendomizil. Es war kein Strom und kein Wasser da und diente einer Kölner Familie als Notquartier“. Ihr Mann, der in Kriegsgefangenschaft geriet, starb 1946 in Moosburg am Inn. Bis 1974 übte Frau Dr. Poller ihre Tätigkeit als praktische Ärztin in Neustadt und Erlach aus.  
  
Zu ihrem „großen Tag“ wird sich morgen die ganze Familie, darunter zwölf Enkel und sieben Urenkel, versammeln.

Soweit der Fehlerhafte Zeitungsbericht vom 30. Juni 1990 in der Mainpost und Lohrer Zeitung.  
  
Vater hat sich 1936 selbstständig gemacht und war von 1928 bis 1936 Assistenzarzt im Juliusspital!

**Nachtrag zur Hüttenchronik**

Nach dem Blacky kam noch der Strolch, ebenso ein liebenswerter treuer Kamerad. Wenn Mutti zu uns in die Edelstraße fuhr, dann bellte er bereits Straßen davor. Die Jahre gingen, die Enkelschar wuchs und wir wurden älter. Das Leben auf der Hütte beschwerlicher. Nach dem Öl kam dann die E-Heizung, denn die Hände zitterten zu sehr und das beim Öleinfüllen!!!  
  
 Zwischenzeitlich wurde die Hütte auch an den Ortskanal und die Wasserleitung der Gemeinde angeschlossen. Das eigene Wasser verwenden wir über unsere Pumpanlage zum Gartengießen. Der Wirbelsturm ”Wippke” riß im Februar 1989 eine große Eiche am Westrand des Grundstückes um. Ich lies sie zu Brettern in Hafenlohr schneiden und stapelte sie auf dem Acker, ohne zu wissen was ich damit anfangen soll.  
  
 So gingen die Jahre dahin. Im Sommer 1991 war uns allen klar, daß Mutti nicht mehr allein auf der Hütte bleiben konnte, geschweige denn im Winter. Nach einem Gastspiel bei Heinz und Joachim zog unsere Mutter im April 1992 in ein Altenheim in Würzburg. Am

**11. August 1992**

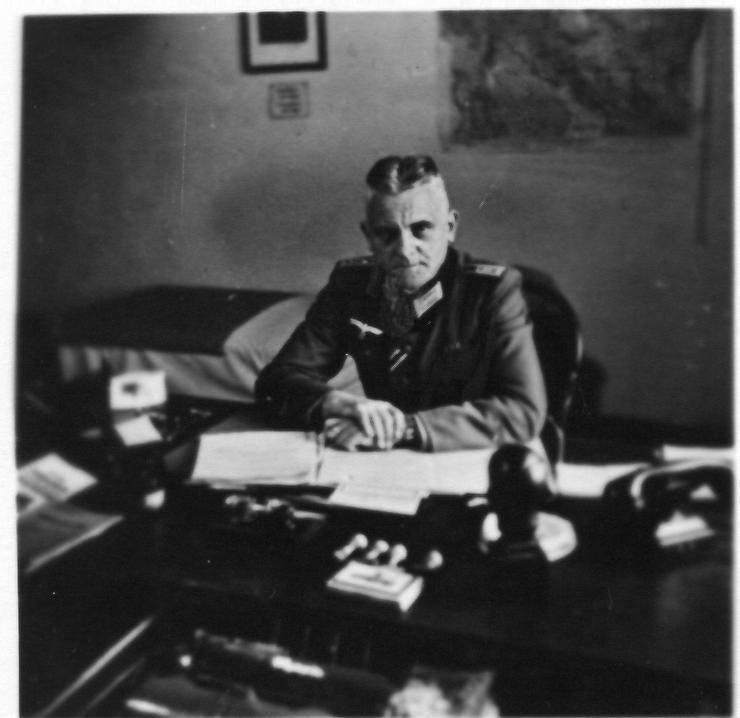
schloß unsere Mutter für immer die Augen. Ein erfülltes schweres Leben, - zwei Weltkriege, Inflation 1923, Ausbombung 1945 Verlust des geliebten Mannes 1946, Währungsreform 1948, Spruchkammerverfahren 1948, das alles mußte sie überstehen, - war zu Ende.  
  
 Was nun?  
  
 Eines stand fest die Hütte wird nicht aufgegeben. Ich stand noch im Berufsleben und war ständig auf Achse. Johannes in Kronach und Heinz mit nur einem Arm! Wie sollte das weitergehen?  
  
 Es wurde versucht die Arbeiten aufzuteilen, dringende Reparaturen standen an, kurzum, es mußte etwas getan werden. So vergingen die Jahre 1992, 1993 und 1994. Die Hütte wurde kaum genutzt. Die Haselmäuse nahmen Besitz vom herrenlosen Haus. So konnte es nicht weiter gehen, wollte man den Besitz nicht an die Natur verlieren. Doch guter Rat war  
notwendig. Nach langem Hin und Her ging man am 5. Januar 1995 zum Notar. Heinrich übernahm aus der Erbengemeinschaft den ”Acker” mit Halle, ich die Hütte mit Grundstück und damit ich die „Hütte“ erreichen kann erwarb ich von Heinrich ihm einen 4 m breiten Streifen am Wald entlang für einen Weg. Johannes verzichtete und man fand einen Modus zum finanziellen Ausgleich untereinander.  
  
 Ich war nun der alleinige Besitzer unserer Hütte!  
  
 Mein Grundstück war etwa 2.600 qm groß, aber fast nicht mehr zu sehen. Überall wuchs der Wald empor und verdrängte Jahr für Jahr die Wiese mehr und mehr. Es war also Holzaktion angesagt. So fällten wir im März 1995 die drei Kirschen hinter dem Haus, es wurde etwas Luft! Für die STRABAG, meine Firma war ich noch in den neuen Bundesländern tätig, konnte mir aber die Zeit einteilen.

Beim Rasenmähen am 4. Mai 1995 drang mir trotz Gesichtsschutz ein Metallsplitter ins linke Auge. Ich mußte ins Krankenhaus und der Splitter wurde entfernt, aber Gott sei Dank ohne weitere Folgen.  
  
 Die Hütte wurde einer Radikalkur unterzogen:  
  
 Neues Dach aus 0,7 mm Kupferblech auf Schalung wegen der Haselmäuse  
 Verlängerung des Daches – über dem ”Schuppen”, damit ein neues Zimmer oben  
 Holzverkleidung im Dachraum mit Unterspannbahn und Nut- und Federschalung  
 Wärmeisolierung des Daches mit 12 cm Styropor  
 neue Fenster – der lieben ”Freunde” wegen mit Spezialglas und Sicherheitsbeschlägen  
 neue Haustüre – auch hier mit Vorkehrungen gegen ungebetene Besucher  
 neuer Kamin – der alte war gerissen und nicht mehr sicher  
 neuer Boden in der Diele aus Keramikplatten, auch teilweise in Küche und Zimmer  
 neuer Fußboden im Dachraum aus Holzdielen  
 neuer Außenputz auf 5 cm Wärmeisolierung  
 Sockelverkleidung rings ums Haus aus Sandsteinplatten  
 eine Gaube aufs Dach mit zwei Fenstern  
 eine Solaranlage für warmes Wasser, der Natur zuliebe  
 neuer Herd und Ofen und damit sind wir wieder zur Holzfeuerung zurückgekehrt  
  
 Die alten Fenster wurden gegen neue ausgetauscht. Sie wurden von der Fa. Paul in Martktheidenfeld hergestellt, unter Verwendung von Spezialbeschlägen. Die Fensterläden waren unbrauchbar geworden. Ich hatte ja den Eichenstamm, nun sechs Jahre alt. Ihn verwendeten wir als Fenster- und Türumrahmung. Es sieht gut aus. Später sollen doch noch Fensterläden folgen, jedenfalls Katharina meint es.  
  
 Noch viele Kleinigkeiten waren zu bewältigen, bis wir am 16. August 1995 wieder ein Hüttenfest feiern konnten und immer war Fritz Christ als Helfer zur Stelle. Auch Matthias, Maria und Uwe halfen nach Kräften. Einmal überraschte uns ein Gewitter, gerade als wir das Dach offen hatten. Von Heinrich hatten wir eine große Plane, die hatte aber viele Löcher – aus den Steckdosen kam das Wasser – auch das hat die Hütte überstanden, fragt sich nur wer nässer war die Hütte oder wir?  
  
 Die Zufahrt erfolgte auf dem bisherigen Weg, der über Heinrichs Grund verlief. Heinrich wollte aber einen Zaun errichten und so mußte ich handeln. Wolfgang Meyer kam am 14. 9. 96 mit einem “schwarzen Mann” und innerhalb von wenigen Stunden war von dem Waldstreifen zwischen Weg und Hohlweg nichts mehr zu sehen und ich um 50 Ster Brennholz und 10 cbm Stammholz reicher. Am 2. Oktober kam dann die Fa. Beuschlein mit großem Gerät und innerhalb von wenigen Stunden hatten wir eine neue Zufahrt unter Verwendung von ca. 150 to Schotter als Wegbefestigung. Die Garage mußte auch versetzt werden, denn sie stand genau auf dem Weg. Am 3. Oktober konnten wir wieder, wie früher mit den Motorrädern, bis vor die Hütte fahren. Ich mußte mir die Kritik an meinem Kahlschlag oft noch anhören, aber ich konnte nicht anders handeln, wollte ich die Hütte auch nutzen! Die Natur hat schon heute begonnen die Wunden zu schließen, in wenigen Jahren glaubt man, es sei immer schon so gewesen.

An Muttis Wellblechgarage hat der Zahn der Zeit genagt und Fritz und ich konnten sie nur mit Mühe versetzen. Das Stammholz wurde im März 1997 mit einem mobilen Sägewerk, das zu uns in den Wald kam, geschnitten, aber es mußte unter Dach, sollte es nicht verderben. Also wurde die Wellblechgarage durch eine Halle aus Holz ersetzt. Die eine Seite dient als Garage, die andere ist offen und dient als Holzhalle, später als Holzlege oder Freisitz.  
  
 Verschönerungsarbeiten folgten den groben Dingen. Die Dachrinne auf der Waldseite (Norden) ging ins Freie. Durch die Kupfereindeckung wurde das Gras geschädigt, es entstand ein kahler Fleck, der immer größer wurde. Auch war Gefahr gegeben, daß ich die eigene Quelle mit dem Regenwasser verunreinige. Ich drehte also das Ablaufknie, so daß das Wasser am Haus vorbei zum Hohlweg lief. Aber das konnte nur vorübergehend sein.  
  
 Dadurch, daß die Hütte nur sporadisch bewohnt wurde, bestand Gefahr, daß der Kanal austrocknen würde und dadurch die Ablagerungen in ihm Schrunden bekommen, in denen wiederum sich neues Material ablagert. Eine allmähliche Verstopfung wäre die Folge. Ich entschloß mich daher die Dachrinne an den Kanal anzuschließen. Am Schuppeneck war der alte Anschluß von der Lage her nicht mehr brauchbar, daher habe ich ihn 1995 verschlossen. Ihn legte ich wieder frei und baute in die Rinne einen kleinen Sinkkasten ein. Normales Regenwasser kann er ableiten und bei einem schweren Gewitter läuft das Wasser, das er nicht mehr fassen kann, weiterhin in den Hohlweg ab. So dürfte für eine regelmäßige Spülung des Kanals gesorgt sein.  
  
 Im Wohnzimmer habe ich im Januar 1999 unter dem Südfenster einen Klapptisch angebracht. Man kann nun dort sitzen und lesen oder sonst was tun und muß nicht den ganzen Tag Licht brennen. So ist dafür gesorgt, daß auf der Hütte nie Langeweile einzieht!  
  
 Im August 1999 habe ich mir eine kleine Hobelmaschine mit Absaugung gekauft um mein Schnittholz verarbeiten zu können. Die Holzwürmer haben meine Vorräte entdeckt und bemühen sich fleißig „Schweizer Käse“ aus meinen Brettern zu machen. Das gefiel mir gar nicht. Es wurde also eine kleine Schreinerei eingerichtet. Anfangs auf den Platten vor dem Haus. Solange es nicht regnete und es warm war ging es ja. Jeden Abend mußte die „Werk-statt“ aufgeräumt werden!  
  
 Im Herbst 1999 hat die Pumpe nach 31 Jahren ihren Geist aufgegeben. Ich mußte daher im Frühjahr 2000 eine neu „moderne“ besorgen und installieren. Auch Verbesserungen am Rohrsystem waren erforderlich.  
  
 Die vielen alten Baumscheiben im Grundstück haben ausgedient, denn die Apfelbäume für die sie geschaffen wurden sind längst nicht mehr. Doch beim Rasenmähen mit einem modernen Sichelmäher sind sie sehr hinderlich. Ich suchte nach Abhilfe und habe daher beim Kompostwerk in Wernfeld einen LKW mit Humuserde bestellt, 14 cbm! Im März 2000 kam dies Ladung auf dem Waldweg zu uns. Mit dem Schubkarren mußten wir, Matthias, Fritz und ich den Humus im Grundstück verteilen. Die Flächen wurden neu angesät. Die Folge war, daß ich diese neuen Rasenflächen wöchentlich mähen mußte, denn man konnte buchstäblich das Gras wachsen sehen. Dem Maulwurf hat diese Erde auch gut gefallen, denn er hat diese Flächen gründlich heimgesucht.  
  
 Im Jahre 2000 hielt auch der Amateurfunk seinen Einzug auf der Hütte mit einer bescheidenen 4-Element-Yagi vertikal am Balkon. Sie reicht jedenfalls dazu mit Würzburg

über „db0wz“ zu arbeiten. Einmal ist es mir sogar gelungen von Neustadt aus über „db0zu“ auf der Zugspitze zu funken. Außerdem kann ich noch über Relaisstationen in Suhl und Thüringen auf 2 m und auf 70 cm über einen Umsetzer bei Langenprozelten funken.  
  
 Da die Schnittholzvorräte durch meine Arbeit und die der Holzwürmer abnahmen, verlegte ich die Werkstatt in die neue Holzhalle. Der Boden wurde mit Beton befestigt, sobald Fläche frei wurde. Von oben war ich nun geschützt, aber es zog fürchterlich. Ich entschloß mich daher die Süd- und Westseite auf Brüstungshöhe mit Brettern zu verschließen, den oberen Teil versah ich mit Plexiglas. Es entstand so eine brauchbare Freiluftwerkstatt. Die Maschinen muß ich nur noch vor der Abreise in die Garage umsiedeln, im Winter in den „Schuppen“.  
  
 Es entstanden so u.a. ein ausziehbarer Tisch aus Kirsche für Maria nach Donauwörth. Als Katharina ihn sah, wollte sie auch einen, aber er war aus Eiche, denn Kirschholz hatte ich keines mehr. Die Tische wurden ohne jegliches Metall hergestellt. Der Hüttentisch im Zimmer bekam auch eine neue ovale Tischplatte aus Eiche damit etwas mehr Platz ist und die Eckbank besser ausgenutzt werden kann.  
  
 Für Elisabeth wurde eine Schrankkommode aus Buche gebaut. In meiner „Funkbude“ in Würzburg bekam ich zwei Tischplatten aus Buche und für das Haus sechs Türen aus Eiche. Das Holz ist nun nur noch ein kleiner Haufen und ich werde mir bald Bretter nachkaufen müssen, denn das Arbeiten mit Holz hat mir schon immer gefallen.  
  
 Doch die Wärme und trockene Luft in einem massiven Haus haben meinen Türen in der Edelstraße nicht gut getan. Die Füllungen sind stark geschwunden und teilweise gesprungen. Im Frühjahr, wenn es wieder wärmer ist und ich meine Freiluftschreinerei wieder eröffnen kann muß ich die Türen nochmals überholen. Auch die Tischplatte des Tisches in Würzburg muß nochmals in die Werkstatt. An der ganzen Sache ist verwunderlich, daß die Türe zu unserem Schlafzimmer noch in Ordnung ist. Die Türen von Maria und Matthias gleich daneben sind aber überholungsbedürftig! Dabei war die Füllung unserer Türe die letzte, die ich gemacht habe. Ein Geheimnis, hinter das ich noch versuche zu kommen.  
  
 In den ersten Monaten des Jahres 2001 habe ich vor der Holzhalle eine ca. 2,5 x 2,5 m große ebene Fläche geschaffen und mit Betonplatten beleget, um an trockenen Tagen meine „Schreinerei“ vergrößern zu können.  
  
Die feststehenden Fenster wurden ergänzt und als Schiebefenster ausgeführt, so daß man an heißen oder „staubigen“ Tagen für Durchzug sorgen kann.  
  
 Die beiden je 5-adrigen Kabel der alten Sprechanlage liegen noch im Bereich meines Grundstückes im Boden. Bisher verwende ich beide für die 24 Volt Außenbeleuchtung. Warum aber? Es werden nur je 2 Drähte für Licht und Klingel benötigt! Ich habe mich daher entschlossen ein Kabel davon für die Stromversorgung der „Werkstatt“ zu verwenden. Warum habe ich nicht schon früher daran gedacht? Es wurde also im April das eine Kabel frei gemacht und alle 24-Volt Belange auf ein Kabel gelegt. Das Andere erhielt einen Drehstromanschluß aus dem Schaltschrank in der Diele, mit FI-Schalter und den entsprechenden 16 A Sicherungen. Die „Werkstatt“ wurde in drei Stromkreise aufgeteilt mit vielen Steckdosen und je einem Halogenstrahler. Eine Drehstromsteckdose wurde ebenfalls angebracht. Auch die Garage erhielt Licht und Steckdose.

Damit war gehörte das leidige Kabel von der Steckdose an der Haustüre zur Halle der Vergangenheit an. Eine Stolperstelle war beseitigt.  
  
Als größere Arbeit für dieses Jahr steht noch die Sanierung der Türe zum Motorhäuschen an. Der Ablauf ist auch verstopft und muß sicher erneuert werden. Die Brüstungsmauer darüber drohte herabzufallen und wurde von mir daher abgetragen und mit Dübel und Beton neu aufgebaut.  
  
 Nach sechs Jahren haben wir die groben Arbeiten erledigt und es beginnt die Pflege zum Erhalt der Hütte. Ich hoffe, daß ich noch viele Jahre hier verbringen kann mit Katharina, den Kindern und Enkeln.  
  
2001 gab es dann auch noch das **Schneckenjahr**. So viele rote Nacktschnecken habe ich noch nicht auf einmal gesehen. Es gab sie in allen Größen überall. Selbst die Hauswand versuchten sie hochzuklettern.  
  
 Joachim, im Mai 2001



Unser Vater 1942 als Stabsarzt an der Heeresentlassungsstelle in Würzburg

**Briefe vom Vater**

14. XI 45  
Lieber Joachim

Ich danke Dir für Deinen lb. und interessanten Brief von der Hütte. Ich freue mich, daß die Heilung Deines Fingers nochmals glatt verlaufen ist. Zukünftig mußt Du da etwas achtsamer sein und früher etwas tun. Du weißt mit Blutvergiftung ist nicht zu spaßen.  
  
Deine und die Versuche von Johannes mit dem Wasserrad haben mich sehr interessiert da das Problem der Lichtbeschaffung zur Zeit brennender denn je ist und ich freue mich darauf wenn ich Euere Anlage bewundern und kritisieren kann. Wann ist noch höchst unbestimmt.  
  
Dein Entschluß erst mal etwas zu treiben und sogar ein Handwerk zu lernen ist sehr lobenswert und ich habe mich aufrichtig gefreut darüber. Sehe ich doch darin so ganz die eigene Haltung. Aber heute hat das Handwerk mehr denn je goldenen Boden. Wenn Du dann Deine Gesellenprüfung gemacht hast kannst Du immer noch Dein Abitur bauen und eventuell studieren. Aber Deine Idee als Architekt zu lernen ist mir fast noch lieber. Aber Du hast ja noch Zeit. Das besprechen wir zu Hause.  
  
Mein lieber Zimmermann, wenn Du wieder schreibst, ist es mir lieber wenn Du Deinen Brief einem der Mutti beilegst sonst wird die Deckadresse zu sehr belastet. Verstehst Du?  
  
Daß das Leben hart ist mußt Du nicht tragisch nehmen, wir sind ja keine Schwächlinge. Beiße die Zähne zusammen und gehe Deinen Weg. Bleibe innen und außen sauber, Dir zu lieb und trage das Herz nicht auf der Zunge und in den Händen. Die wenigsten Menschen verdienen unsere Liebe.  
  
Es gibt ja so viel Pack, das habe auch ich noch vor 1 Jahr kaum für möglich gehalten und wir Poller´s sind so sehnsüchtig. Halte Dich an die Familie, Deine Eltern und Brüder, Tante, da ist Verlaß, Treue, sonst im Leben – Dreck. Zeige Deine Meinung dem Nächsten nicht. Sei gleichmäßig höflich, bestimmt, kühl. Vertraue keinem.  
  
So mein Freund, halte durch, wie auch ich durchhalten werde und freuen wir uns auf ein Wiedersehen in unserem Spessart.  
  
Herzliche Grüße auch für Tante Luise wenn Du sie triffst.  
  
 Dein tr. Vater  
  
  
Lb. Joachim 21. III 46  
  
Dir, Mutti und Johannes herzliche Grüße. Mir geht es gut. Das schöne Wetter macht sich bemerkbar. Wegen des Schuppenumbaues hat es noch Zeit. Wichtig ist Wasser. Vielleicht beginnt ihr mit Ausgrabung neuen Wasserbeckens in Höhe des Sportplatzes jenseits des Zauns. Könnte durch Wasser aus unserer Quelle gespeist werden? Altes Becken zu reparieren erscheint mir zwecklos. Warte auf alle Fälle auf mich und auf Heinz. Mach´s gut. Sei Dir Deiner Stellung bewußt. Gr. an Deinen Meister, Auth.  
 Vater

**Brief vom Onkel Hans**

Lieber Jöching. Göttingen 25. V. 48  
  
So sollst Du Deinen alten Namen bei mir weiter führen. Vielen Dank für Deinen netten Brief und Deine Hilfsbereitschaft. Ich sehe daraus, daß Du Dir schon recht ordentlich zu helfen weißt, und nicht nur Dir, sondern auch den Anderen. Das ist viel wert und kann gelegentlich unbezahlbar sein.  
  
Für Deine Widerstände schönen Dank. Das Ohmsche Gesetz in allen Ehren, aber es hat die bedauerliche Voraussetzung, daß man weiß wieviel Watt, Volt und Ampere eigentlich benötigt werden, oder daß man das Alles wenigstens irgendwie ausmessen kann. Aber da nichts aufgedruckt ist und ich über keinerlei geeignete Meßinstrumente verfüge, bleibt mir nichts anderes übrig, als eben zu probieren. Tröste Dich, die Uhr ist dabei nicht durchgebrannt, wie Du wohl befürchtest, aber ich machte die bedauerliche Feststellung, daß ich nicht 500 oder 1000 Ohm, sondern rund deren 20 bis 40.000 benötige. Die habe ich mir dann hübsch montiert und die Uhr ging zwei Tage auch ganz vorzüglich, nachdem sie drei Jahre Ferien gehabt hatte. Aber dann wurde eine winzige Feder müde. Nun tickt sie noch fröhlich, sobald ich den Stecker einstecke, aber die Zeiger werden von der Unruhe nicht mitgenommen, sie streiken. So müßte ich nun den Uhrmacher spielen, aber mangels geeignetem Werkzeug muß ich mir einen anderen dazu aussuchen. Schade. Aber, wie gesagt, Dein Widerstand ist dank meiner anfänglichen Fehlschätzung nur ein Tropfen auf einen heißen Stein und so werde ich ihn Dir demnächst zuschicken oder mitbringen.  
  
Die Sache mit Deinem Boot imponiert mir mächtig. Hoffentlich hast Du auch eine Klappe unten drin, von der aus man heimlich angeln kann. Das steigert den Reiz des Vergnügens noch erheblich. Du weißt sicher, daß wir als ernährende Halbrussen – na, das übrige wirst Du sicher erraten.  
  
Und ebenso gefällt mir Dein privates E-Werk. Wirklich eine hübsche Idee. Deine Mutti wird sich ja sicher sehr gefreut haben, als das Ding funktionierte. Wenn sie erst ihre volle Praxis machen wird, dann wird sie noch mit Deinem Strom röntgen. Ich bin fast sicher, daß Du das auch noch schaffst.  
  
Leider bewegen sich meine entbehrlichen Bücher mehr auf dem Gebiet der Malaria, der Tropenkrankheiten und Parasitenkunde. Aber trotzdem - ich weiß leider das genaue Datum Deines Geburtstages nicht mehr auswendig. War es nicht der 26. Juli? Verzeihe wenn ich mich irre; einem Patenonkel dürfte das ja eigentlich nicht passieren.  
  
Wie steht es eigentlich mit Mathematik bei Dir? Wie viel Gymnasialklassen hast Du eigentlich geschafft? Wirst Du etwas nachholen wollen? Könnte ich Dir dabei helfen?  
  
Darüber müssen wir uns mal in Deinem Boot ganz ausführlich unterhalten. Für heute herzlichen Glückwunsch zum „Gesellen“ und zum ersten Verdienst.  
  
 Herzlichen Händedruck!  
  
 Dein Onkel Hans

**Die Wäsche**

Je weniger wir besaßen, desto öfter mußte gewaschen werden. Wasser gab es an der Quelle, unten im Tal, das mußte bergauf getragen werden. Als Seife gab es Kriegstonseife und das entsprechende Waschpulver. Dabei waren wir noch gut dran, wir hatten ja Arztzulage, also mehr als die anderen von diesem Ersatz, und waren darum viel beneidet.  
  
 Da die Küche für zwei Familien zu klein war – Frey´s aus Efferen wohnten ja zwangsweise bei uns – lagerten wir diese Schätze im Schuppen.  
  
 Unser Küchenherd, nur für Ferien und Wochenende bestimmt, war auch sehr klein, ohne Wasserschiff. Frey organisierte einen alten Schifferofenherd, der im Hof vor der Haustüre aufgestellt wurde. Das Ofenrohr wurde mit Draht an der Dachrinne gehalten und so vor dem Umfallen bewahrt. Dann mußte eine Kolonne Holz holen im Wald und Tannenzapfen sammeln, die Andere schleppte Wasser, und der Oberfeuermeister mühte sich mit nassem Holz um Flamme und Glut. Auf einem Sägebock lag ein extra vom Schreiner angefertigtes Brett, der Waschtisch, und dann ging es los: gebürstet, gerieben, gelüht wurde bergab an, bzw. in der Quelle, dann wieder bergauf, kam die Wäsche aufs Seil. Alles natürlich nur bei schönen Wetter, denn die Wäsche mußte abends trocken und gebrauchsfertig sein, sonst hieß es in unüber-zogenen Betten schlafen. Nach der Größe des Waschtopfes konnte immer nur 1 Bett gewaschen werden. Waschgelte und Bürste waren vorhanden. Aber, oh weh, die Mäuse waren im Schuppen über unsere kostbare Seife gekommen und hatten diese und das Waschpulver beinahe aufgefressen. Einen ähnlichen Schrecken erlebte ich, als ich beim Bürsten in Joachim´s Braunhemdbrusttasche seine Fleischzulage als Schwerarbeiter fand, ein Jammer um diese Fleischbrühe!!!  
  
 Um die Wäsche weißer zu kriegen versuchten wir es mit Bleichen am Seil, der Erfolg (braune Tonseife) war nicht sehr zufriedenstellend. Also legte ich die Bettwäsche einmal sorgsam auf die Wiese, die Wiese war sauber, weich und grün, begoß sie eifrig und ging frohgemut ins Dorf, Milch holen. Beim Heimkommen traf mich fast der Schlag. Der Wind hatte wohl mit der Wäsche gespielt und Ecken bewegt, das konnte Stricki nicht dulden, er mußte sie fangen, Struppi half ziehen und zerren, das Spiel wurde heftiger, die Hundepfoten waren mitten auf dem Leintuch, es wurde gerollt und fortgezerrt, kurz, ich fand die zwei zufriedenen müde getollten Hunde, stolz auf ihr Werk, zwischen weißen, schmutzigen Fetzen. Ich war ratlos. Nie wieder habe ich Wäsche auf die Wiese gelegt, im Gegenteil, ich habe herabhängende Zipfel auf die Leine hochgesteckt. Anders war es im Winter. Eine Wassergelte stand gefüllt immer vor dem Küchenfenster. Tief gefroren. Daneben lag ein Beil. ”Wie viele Kilo brauchst Du?” – Brocken wurden geschlagen, nicht zum Vorteil der Gelte, die Brocken wurden geschmolzen, die Wäsche gekocht, diesmal auf dem Küchenherd, Frey´s waren wieder daheim. Aber in der Küche durfte man nicht bürsten, sonst wäre das Tropfwasser durch die Luke in den Keller gelaufen. Also: Küchentisch vor die Haustüre, ich selbst stand auf der Schwelle, und es konnte losgehen. So stand ich, von hinten gewärmt, von vorne angeblasen. Manchmal auch fror die Wäsche auf dem Tisch an, aber man brauchte nicht aufzuputzen und konnte tropfen nach Herzenslust. Zum Lühen mußte man allerdings auch an die Quelle. Wie oft fiel man dabei hin und das Waschen ging von vorne an.

Das Quellwasser war eiskalt, die klammen Hände konnten nicht auswinden. Bis man wieder oben am Seil war, war die Wäsche gefroren, oder am Eimer angefroren, oft war sie kaum aufzuhängen, manchmal wurde sie dann in bizarren Formen einfach über das Seil gestülpt. Aber des Menschen Geist ist erfinderisch: Vereinfachung.  
  
 Wir warteten im Winter die Schneeschmelze ab. Eine große Gelte kam unter den Dachrinnenabfluß. Natürlich gab es dabei auch Rußflocken oder Moosbatzen, aber das erhöhte nur den Genuß der ersparten Arbeit.  
  
  
 Mutti *(1977)*

**Wir lieben die Stürme**

Am Ende des Krieges trotz allen Gewalten  
die Hütte im Spessart stand schützend bereit.  
Kein Sturm und kein Schrecken vermocht zu vertreiben  
die Mutti mit Joachim, Johannes und Heinz.  
  
 Heijo, heijo .................  
  
Und belauerten im Hohlweg die Wildsau, die alte  
und fingen fast den Förster mit Falle und Beil,  
sie tranken den Sprit, schlugen Äste zu Balken,  
vergaßen das Ost nicht, selbst morgens um drei.  
  
 Heijo, Heijo .................  
  
Doch dann zogen die Brüder hinaus in die Ferne,  
nur Samstags kamen sie eilends herbei.  
Es wurden verlegt auf dem Dache die Ziegel  
und nachts betoniert mit Motorradlichtschein.  
  
 Heijo, Heijo ..................  
  
Wilde Zeiten vergingen, drum wurden solide  
die Mutti, die Buben, der Hund, das Getier:

Nur die Katze läßt das Mausen, auch uns nicht zu liebe,  
fragt nicht was sie sucht, was sie jagt im Revier!  
  
 Heijo, heijo ....................  
  
Und sind nun die Stunden voll Glück und voll Sorgen  
zerronnen, vergessen sind sie uns nicht.  
Wir heben die Gläser mit rotem Gefunkel  
und rufen: O Hütte, wir lassen dich nicht!  
  
 Heijo, heijo ..................  
  
  
Mutti (Juli 1962)

**Die Werft**

Ach wie schön wär´s auf der Hütte,  
 könnte man nur etwas ruhn,  
 aber immer gibt es Arbeit,  
 immer gibt es was zu tun.  
  
 Kein Vergnügen, keine Freude,  
 Essen gibt es nicht genug,  
 immer sparen und am Ende,  
 gibt es nicht einmal ein Buch.  
  
 Immer muß man Wasser tragen,  
 Brennholz fahren auf dem Berg,  
 sägen, hacken, gießen, schoren,  
 schuften wie ein Gartenzwerg.  
  
 Schusters Rappen sind zu teuer,  
 für Ausflüge in die Flur,  
 bleibt um sanft dahin zu gleiten,  
 uns der Main als einz´ges nur.  
  
 Auf laßt uns ein Schifflein bauen,  
 Mansi, Otto helft dabei,  
 nur wie wir den Kiel gestalten,  
 das wird eine Plagerei.  
  
 Planen geht nun um die Wette,  
 nicht gefackelt, nicht gedöst,  
 als Modell die Chiemseeplätte,  
 schnell ist das Problem gelöst.  
  
 Die Veranda: Arbeitsstätte,  
 rasch im Sommersonnenschein,  
 wenn man doch schon fertig hätte,  
 soll das Boot noch auf den Main!  
  
 Bretter werden angeschleppt.  
 Ach wie kommt man da ins schwitzen,  
 ist nicht Arbeit, nur gereckt,  
 wie dabei die Augen blitzen  
  
 Messen, sägen, hobeln, biegen,  
 feilen, glätten, Bretter fügen.  
 Spalten, dichten balancieren,  
 nicht das Gleichgewicht verlieren.

Ruderbänke nicht vergessen,  
 Halterung für die Riemen vermessen,  
 Außerdem braucht man zum Steuern,  
 Seil und Ruder zum Erneuern.  
  
 Braucht man auch gar viele Dinge,  
 daß das Werk auch gut gelinge.  
 Wie so schnell die Zeit vergeht,  
 bis der Mond am Himmel steht.  
  
 Jeden Abend, auch bei Regen  
 sich mit Schweiß die Arme regen.  
 Stolz ums fertge Boot geschart  
 bricht man auf zur Jungfernfahrt.  
  
 Ein´ge Zentner wiegt das Boot,  
 oh, wie schrecklich ist die Not!  
 Bis zum Main im Schneckentrab,  
 plagt man mit dem Boot sich ab.  
  
 Aber dann, s´ ist keine Pleite,  
 wasserdicht und nix Schlagseite:  
 Mit Gitarre und Gesang  
 auf dem Wasser geht´s entlang.  
  
 Und im Dorf, teils Neid, teils Freud,  
 staunen alle Neuschter Leut.  
 Da glotz nur hin, schockschwerenot  
 Dockter´s Buben ham e Boot!!!  
  
 Das Boot wird im Forellenbach  
 mit Schloß und Kette festgemacht,  
 und oft, zur Sommerabendszeit  
 ist Bootfahren eine große Freud.  
  
 Mit Gesang und mit Lampion,  
 zuweilen auch mit Grammophon,  
 fährt auf dem Main man rauf und runter,  
 freut sich am selbst gebauten Wunder.  
  
 Nachts hängsts mit Kett an einem Baum,  
 so kann es sicher keiner klaun.  
 Der Herbst ist schon ins Land gezogen,  
 Die Vögel alle fortgeflogen.

Die Jäger schießen schon auf Hasen,  
 im Dorf wird Kirchweihtanz geblasen.  
 Am andern Morgen, sonntags früh,  
 Ein Schrei, entsetzlich wie noch nie!  
  
 Das Boot ist fort, ich kann’s nicht sehn!  
 Ach Gott, was ist heut Nacht geschehn!  
 Sie rennen runter an den Main,  
 das Boot, das Boot, wo kann es sein?  
  
 Das Boot! Ach es ist fortgeschwommen!  
 Wer hat das Boot und fortgenommen?  
 Ist’s Wahrheit oder ist’s ein Traum!  
 Da sahen Sie im Apfelbaum  
  
 In Erlach den verlornen Schatz,  
 grad vis à vis vom Ankerplatz  
 hoch in den Ästen ihn verborgen,  
 sie bargen ihn, trotz Sonntagmorgen.  
  
 Verstärkt ward Kette dann und Schloß,  
 jedoch, was später sie verdroß,  
 ich sag es leise, unverhohlen,  
 es wurde öfter noch gestohlen.  
  
 Mutti *(1977)*



Unsere „Anni“ im Sommer 1949 auf dem Main mit Mansi Schiffner am Ruder  
 Otto Schiffner als Fahrgast in der Mitte und Johannes als Steuermann und Musikant

**Das Licht**

Im Anfang war die Kerze.  
  
 1937, als wir auf die Hütte kamen, war es für uns Stadtkinder sehr romantisch abends bei Kerzenschein zu sitzen und die Eltern zu genießen, weitab von Sprechstunde und Patienten.  
  
 Die Jahre vergingen, der Krieg mit seinen Nöten und Sorgen bestimmte den Rhythmus unseres Lebens. Vater bekam wohl einen ”roten Winkel” für das Auto und entsprechend Benzin. Dies aber nicht für Spazierfahrten nach Neustadt. Immer seltener kamen wir daher nach dem Spessart, bis dann der 16. März 1945 kam und wir froh waren, wohin wir flüchten konnten.  
  
 Dort hatte sich aber nichts geändert. Kerzen und eine alte Petroleumlampe ohne Glaszylinder gaben uns abends Licht.  
  
 Um den runden Tisch im Zimmer saßen wir dann und arbeiteten bei spärlichem Licht. Mühsam war es, wenn man etwas kniffliges zu tun hatte. So zum Beispiel war eines Tages die Zündspule vom Sachsmotor zu reparieren. Ein hauchdünner Draht war zu löten. Unter Zuhilfenahme einer Lupe und zweier Kerzen machten sich die beiden Jo´s an die Arbeit. Der Lötkolben wurde im Ofen angewärmt, denn elektrisch ging das nicht.  
  
 Beim Löten gerieten die Haare der Monteure in die Flammen der Kerzen. Es roch daher im Zimmer nach Schweiß und gesenkter Sau. Trotzdem wurde das Werk vollbracht.  
  
 Es kam dann das Wasserrad und brachte uns eigenen Strom. Im Wohnzimmer wurde ein dreiarmiger Leuchter angebracht. In den drei Glasschalen waren 15 Watt Glühbirnen untergebracht. In der Mitte befand sich eine Biluxlampe eines Autos. Der Abblendfaden mit  
30 Watt beleuchtete nur den Tisch. Schaltete man das Fernlicht ein, dann wurde das Zimmer ausgeleuchtet. Wir hatten so immerhin 115 Watt zur Verfügung. In der Küche, Diele, Dach und Schuppen befanden sich ebenfalls Brennstellen. Unsere Hauptsicherung hatte 60 Ampere und brannte trotzdem öfters durch. Die Hauptleitungen hatten wir aus dickem Kupferdraht hergestellt und im weiten Abstand an Isolatoren aufgehängt.  
  
 Passierte dann doch einmal irgendwo ein Kurzschluß, dann knisterte es in den Leitungen, denn der große Akku gab über 100 Ampere her.  
  
 Durch diese Beleuchtung waren die langen Winterabende doch angenehmer, vor allem dann, wenn es im Dorf wegen der damaligen Stromsperren, die zur Energieeinsparung von der Militärregierung angeordnet waren, Kerzen gebrannt werden mußten.  
  
 Unseren Strom verwendeten wir für alles Mögliche. Johannes hatte einmal kein Holz zum trocknen in die Küche gebracht. Es regnete draußen und alles Holz war naß. Mutti war am verzweifeln, weil sie kein Mittagessen kochen konnte. Das Feuer glimmte nur und hatte zu tun, sich selbst zu wärmen, geschweige denn, ein Essen zu kochen.

Der Aschenkasten wurde aus dem Herd entfernt. Ein Ventilator davor installiert, Strom darauf gegeben und innerhalb von Minuten glühte die Herdplatte. Noch selten waren die Kartoffeln so schnell gar wie an diesem Sonntag mit nassem Holz.  
  
 Ein andermal hörten wir die Operette Wiener Blut von Johann Strauß im Radio. mitten im Vergnügen war der Akku für die Röhrenheizung leer. Johannes holte eine Ersatzlichtmaschine unseres Wasserrades und mit Gekurbel hörten wir die Operette zu Ende. Heute noch klingt uns das Singen des Generators in den Ohren, aber schön war’s doch.  
  
 Es kam auch vor, daß der Nagel, der als Kupplung zwischen Wasserrad und Dynamo fungierte, brach und das Wasserrad keinen Strom mehr erzeugte, im Gegenteil, der Generator lief dann als Motor und stahl uns Strom, als daß er ihn brachte. Ein solches Malheur in der Nacht bescherte uns dann am Tag einen leeren Akku. Merkte man das gleich, war der Schaden schnell behoben.  
  
 Die Kinder zogen von der Hütte fort und ließen Mutti allein zurück. Es war daher unvermeidlich, daß man sich nach einer zuverlässigeren Anlage umsah. Joachim, inzwischen als Ingenieur ausgebildet, dachte an ein kleines Kraftwerk.  
  
 Der Familienrat entschloß sich dann aber doch dazu, die Hütte an das Netz vom Überlandwerk anzuschließen  
  
 Joachim *(1977)*

**Regentropfen**

Regentropfen,  
 die auf Ziegel klopfen,  
 wie warm und kuschelig ist’s  
 in unserm Haus.  
  
 Mäusebeinchen,  
 die unter Ziegeln eilen,  
 du gönnst den süßen Kleinen  
 den trocknen Schlupf.  
  
 Wespenrüsseln,  
 die am Geleeglas süffeln,  
 da weißt du ganz gewiß,  
 die müssen raus.  
  
 Spechtemännern,  
 die an den Balken hämmern,  
 die sagen klipp und klar,  
 da sitzt ein Wurm.  
  
 Frühjahrsstürme,  
 zerbrechen Schornsteintürme,  
 das kostet ganz gewiß  
 den Funkenfang.  
  
 Und weißt du alles, ach,  
 mußt du hinauf aufs Dach,  
 mit Strick und Seil rundum,  
 deckst ´s Dach dann um.  
  
 Mutti *(1977)*

**Das Wasserrad**

Als wir im März 1945 nach Neustadt auf die Hütte kamen, gab es im Haus weder Wasser noch Licht. Johannes und ich machten es uns zur Aufgabe das zu ändern. Bald reifte der Entschluß zuerst für Licht zu sorgen, aber wie?  
  
 Das Vorderrad eines alten Fahrrades mit Gabel und Dynamo wurde zu einem Wasserrad umfunktioniert. Kleine Konservendosen, seitlich an die Speichen gebunden, sorgten für den Antrieb. Die Quelle hatte zu dieser Zeit im Frühjahr 1945 genügend Wasser und so gab es wenigstens von dieser Seite keine Probleme.  
  
 Nun, das Licht brannte, aber wie!  
  
 Zwei Brennstellen gab es im Haus, eine in der Küche, und eine im Wohnzimmer. Man kann sich vorstellen, wie hell das Licht brannte, drehte sich doch das Wasserrad bestenfalls mit 1 bis 2 Umdrehungen in der Sekunde, also etwa Fußgängergeschwindigkeit. Und dann noch der Leitungsverlust von ca. 30 m schlechtem Kabel.  
  
 Aber wir hatten Licht!  
  
 Man konnte sich immerhin orientieren, ohne den Anderen die Petroleumlampe wegnehmen zu müssen.  
  
 Nach einigen Tagen der Freude und des Stolzes auf das Geschaffene kam die Ernüchterung. Wir erkannten, daß es etwas zu verbessern gab, das Wasserrad. Gesetze der Kinetik und das vom Herrn Ohm kannten wir aus der Schule, aber wie wendet man sie an?  
  
 So wurde eben experimentiert, Zeit war ja in Fülle vorhanden und hatte man zu tun, so spürte man auch den Hunger nicht so.  
  
 Unser Vater hatte in früheren Jahren beim Füllen des Schwimmbades einen alten Autodynamo mitlaufen lassen und während die Pumpe lief, Strom erzeugt. Diese Lichtmaschine wollten wir wieder zum Leben erwecken, Benzin für die Pumpe war rar, also dann eben mit einem Wasserrad.  
  
 Im Dorf fanden wir ein altes verwaistes Wagenrad. Es hatte eine breite Nabe, die es ermöglichte einen Treibriemen mitlaufen zu lassen. Mühevoll bohrten wir mit einem Handbohrer Löcher in den eisernen Reifen des Rades und schraubten Stahlhelme daran fest. Diese Dinger fand man zu dieser Zeit überall herumliegen und so hatten wir keinen Mangel an den Schöpfgefäßen unserer Erfindung.  
  
 Da der Pfalzbrunnen zu dieser Zeit ebenfalls viel Wasser hatte, wurde das Rad an einer günstigen Stelle im Verlauf dieses Baches montiert. Das Gefälle erlaubte es sogar ein oberschlächtiges Wasserrad zu bauen. Bekanntlich wird die Kraft des Wassers bei diesem Typ am besten ausgenutzt, da das Wasser von oben kommt.

Kurz und gut, das Wasserrad lief! Ohne Last machte es auch gut zwei Umdrehungen in einer Sekunde. Wie das platschte mit den Helmen. Nun was konnte noch schief gehen, es war doch nur noch eine Frage von Stunden, dann mußte doch in der Hütte die Nacht zum Tage werden! Wir malten uns schon aus, wie die Leute gucken würden, wenn bei einer der Stromsperren, die es damals gab, bei uns Licht brennt, eigenes elektrisches Licht. Allein der Gedanke machte uns froh und was man mit dem Strom sonst noch alles machen kann!? Der Dynamo sollte ja 180 Watt bringen, was sollten wir mit soviel Strom anfangen?  
  
 Aber es war noch ein dorniger Weg bis dahin!  
  
 Also, das Rad lief. Eine Transmission wurde schnell gebaut und die Lichtmaschine in Gang gesetzt. Alles ging wie erwartet, nun nur noch eine Birne anschließen, eine möglichst große, damit sie nicht gleich durchbrennt!  
  
 Nichts! Nun dann eben eine kleinere, Nichts!  
  
 Als aber auch die ganz kleine vom Fahrradwasserrad nicht brennen wollte, herrschte Ratlosigkeit bei den Konstrukteuren. Alles wurde überprüft so gut es ging – Meßinstrumente hatten wir keine – einen Fehler auch nicht gefunden. Es mußte also eine Täuschung gewesen sein, probieren wir es doch noch einmal. Es blieb dabei, Nichts!  
  
 Auch am nächsten Tag und in den Tagen darauf änderte sich nichts an der Tatsache, daß die Anlage keinen Strom abgab. Es dauerte schon einige Zeit, bis wir uns von der Enttäuschung erholten und einsahen, daß unsere Transmission zu klein war und der Generator zu wenig Umdrehungen machte. Eine Änderung der Übersetzung war uns nicht möglich, da uns hierfür die notwendigen Teile fehlten. Wie kann man auch aus 60 Umdrehungen/Minute 3000 machen?  
  
 Das aber erkannten wir und das war der Schlüssel zum Erfolg.  
  
 Inzwischen kam der Sommer mit seinen langen Tagen und das Bedürfnis Licht zu haben brannte nicht mehr so stark. Unsere Hausgenossen, die Familie Frey kehrte in ihre Heimat zurück und wir halfen im Dorf wo wir nur konnten.  
  
 Eines Tages brachte Johannes von einem seiner Streifzüge den Generator eines Blinklichtes mit. Das Ding sollte 15 Watt bei 3000 U/min machen. Die Spannung sollte etwa 12 Volt sein. Nicht schlecht dachten wir und probierten das Gerät mit der Handkurbel aus. Die Übersetzung war 1:50, also bei 1 U/sec an der Handkurbel hatte es seine Nennleistung.  
  
 Prima, wir hatten Licht, aber mit dem Nachteil, daß immer einer drehen mußte. Langweilig für die Anderen, ermüdend für den Einen. Abhilfe konnte nur ein Wasserrad bringen! Erfahrung hatten wir ja schon einige gesammelt.  
  
 Frisch ans Werk, bald war ein neues Wasserrad gebaut, wieder mit Stahlhelmen, aber etwas kleiner, damit es schneller lief. Die Rechnung ergab, daß unser Kraftwerk bei 5 Liter Wasser in der Sekunde und bei einem Wirkungsgrad von 70 % etwa 30 Watt leisten müßte. Wenn nicht wieder ein Fehler gemacht wurde, muß es klappen. Der große Augenblick kam.

Das Licht brannte!  
  
 Welch eine Freude, wir hatten eigenes elektrisches Licht!  
  
 Wieder kam uns der Traum, was man damit alles anfangen kann und wir freuten uns schon auf diese neuen Aufgaben. Schade, daß man den Strom der bei Tage erzeugt wurde nicht speichern kann und daß man am Abend nur eine Birne hell brennen lassen kann. Tja, einen Akku müßten wir halt haben.  
  
 Eine alte LKW-Batterie wurde aufgetrieben, sie hatte einen Sprung und daher trennte sich ihr bisheriger Besitzer, Herr Grübel, gerne von ihr. Wenn ihr die noch brauchen könnt! Und wir konnten sie noch brauchen. Der Riß wurde mit Bitumen aus dem Schwimmbad geflickt. Nur ein Nachteil war vorhanden, der Generator lieferte 12 Volt, die Batterie aber hatte nur 6 Volt. Die Quelle unserer Birnen – alte Militärfahrzeuge – hatten damals alle auch nur 6 Volt, so daß der Wunsch nach einer 12 Volt Batterie nicht groß war. Nach kurzem Probelauf merkten wir, daß alles klappte. 360 Watt konnten wir nun am Tag verbrauchen, mehr als wir nötig hatten.  
  
 Der erste Winter kam mit Schnee und Frost.  
  
 Eines morgens hörten wir das eigentümliche Geräusch das die Stahlhelme mit ihrem Schild bei passieren des Wasserstrahls erzeugten, nicht mehr und wir schauten nach unserem Wasserrad. Es stand, denn es war eingefroren!  
  
 Wir gewöhnten uns daran, daß man im Winter Eis klopfen mußte und im Sommer den Damm neu zu dichten hatte. Das machte uns alles nichts aus, denn wir hatten Strom, eigenen Strom! Manche Soldaten der USA werden ihren Kindern Bilder unseres ”Kraftwerkes” gezeigt haben, denn es wurde oft von GI´s photographiert, nur leider von uns nicht.  
  
 Bleibt noch zu berichten, daß 1947 das Stahlhelmrad durch ein gezimmertes Wasserrad ersetzt wurde.  
  
 Feinheiten, so eine Klappe in der Rinne zum Abstellen des Rades mit Seilzug vom Balkon aus, waren eine Selbstverständlichkeit. Eismaschine, Ventilator, Radio betrieben wir mit unserem Strom über viele Jahre. Nur kochen und bügeln konnten wir nicht.  
  
 Etwas wehmütig haben wir unser Wasserrad im Herbst 1951 außer Betrieb gesetzt, als die Hütte für 5.000,- DM Stromanschluß vom Überlandwerk Unterfranken bekam.  
  
 Joachim *(1977)*

Bild vom Wasserrad



Unser Wasserrad im Jahr 1949

Das war die endgültige Version unseres Wasserrades, das uns bis zum Sommer 1951 Strom geliefert hat. Die alten Bilder sind zu undeutlich, aber man kann die Speichen des tragenden Rades erkennen. Auf den Reif des Rades wurde ein etwa 25 cm breiter Boden angebracht. Die beiden Seitenwände waren selbsttragend hergestellt und das ohne Bandsäge! Die Wänd wurden seitlich am Boden befestigt. Zwischen den beiden Wänden waren die „Schaufeln“ angebracht, etwa 20 Stück.  
  
 Das Wasserrad hatte einen Außendurchmesser von etwas mehr als einem Meter und war aus Kiefernbrettern, 24 mm stark, hergestellt. Die Rinne bewältigte maximal 10 ltr/sec Wasser, das aus beiden Quellen – Pfalzbrunnen und Lindenbrunnen – kam. Wenn es mehr war, dann lief der „Staudamm“ über.  
  
 Bei 10 Liter Wasser pro Sekunde und einem mittleren Durchmesser des Wasserrades von 1 Meter ergab dies eine theoretische Leistung von 10 m/kg/sec, also etwa 0,15 PS oder ca. 0,1 KW. Bei einem Wirkungsgrad von 40 bis 50 % ergab dies immerhin noch 50 Watt, so daß genügend Leistungsreserve vorhanden war um auch noch im trockenen Sommer ausreichend Strom zu haben.  
  
 Heute befallen mich immer wieder die Gedanken, das Wasserrad neu erstehen zu lassen. Das Grundstück im Tal gehört Fritz Christ und er hat mir gesagt, daß er nichts dagegen habe, wenn ich so ein Wasserrad wieder betreiben möchte. Das Rad vom alten Schubkarren ist noch in Takt, aber ein Dynamo fehlt! Na mal sehen?

**Strickiade**

Lieber, guter Strickihund  
 mit siebenhundert Flöh´,  
 warst Du sonst auch ganz gesund,  
 doch das war die Höh!  
  
 Refrain: Strickihund, ganz gesund,  
 doch das war die Höh.  
  
 In drei Reihen um die Augen  
 saßen sie ganz dicht,  
 hätt’s ein andrer mir erzählet,  
 glaubete ich’s nicht.  
  
 Deine Nase, deine Ohren  
 fühlten sich wie Sand,  
 Wunder, daß auf kleinem Hunde  
 soviel Platz sich fand.  
  
 Im Badewasser schwamm dann oben  
 eine schwarze Schicht,  
 oftmals wurdest du gebadet,  
 anders ging es nicht.  
  
 Auch die Minzi mußt ins Wasser,  
 war nicht gern dabei,  
 dafür aber war sie später,  
 niemals wasserscheu.  
  
 Strick bewacht am Main die Kleider,  
 schwimmen ging er nicht,  
 ohne Flöh braucht er kein Wasser,  
 nicht mal im Gesicht.  
  
 Stricki mußte wegen Streunen  
 angekettet sein,  
 Minzi brachte ihm aus dem Walde  
 Hasenbraten heim.  
 Pst! Nicht weitersagen!!!  
  
 Minzi war im Wochenbett,  
 konnte nicht auf Mäusejagd,  
 Stricki hat ihr unermüdlich  
 Mäuse angebracht.

Strick und Struppi betteln Minzi,  
 stehl uns einen Fisch,  
 es steht eine ganze Schüssel  
 auf dem Küchentisch.  
  
 Minzi erwischt und ausgeschimpfet:  
 Was hast du getan?  
 Rührt, beleidigt Edelfräulein,  
 keinen Fisch mehr an.  
  
 Stricki hilft bei der Gartenarbeit,  
 reißt die Krautstrünk raus,  
 aber auch die Dahlienknollen  
 legt er mir vors Haus.  
  
 Aber noch viel tolle Streiche  
 wüßte ich vom Strick,  
 doch muß aufhörn, sonst am Ende  
 wird das Buch zu dick.  
  
 Keinen bessren Hund kanns geben,  
 warst du auch nur klein,  
 sollst in unsrem ganzen Leben  
 unvergessen sein.  
  
 Mutti *(1977)*



Struppi und Stricki

**Das Wasser**

Das Wasser ist so hell und klar, gluck, gluck, gluck. Gluck. Gluck. So war es schon seit tausend Jahr, gluck, gluck, gluck, gluck, gluck.  
  
 Holt mal Wasser, lautet der Befehl. Darauf hin nahm jeder von uns einen oder zwei Eimer und wir gingen zur Quelle hinab um die Eimer mit klarem Spessartwasser zu füllen und sie zur Hütte hinauf zu tragen.  
  
 So war der Anfang.  
  
 Einige Zeit später wurde eine Handpumpe auf halber Höhe des Berges in ein Erdloch eingebaut. Nun hieß es, wer ist heute mit dem Pumpen dran?  
  
 Die sechs Eimer sind schnell gefüllt, vielleicht auch noch eine Wanne, auch das geht noch an. Als aber unser Vater auf die Idee kam mit der Handpumpe die 20 cbm Wasser für das Schwimmbecken zu pumpen, gab es eine massive Meuterei. Es nutzte nichts, daß die Brüder gemeinsam mit der Mutter zusätzlich mit den Eimern Wasser schleppten. 20 cbm, das waren mindestens 2000 Eimer!  
  
 Wenn ihr baden wollt, so füllt das Becken. Wie, das ist mir gleich, war Vaters Meinung.  
  
 Es ging nicht!  
  
 Eines Tages mußten wir den Rohrgraben der Handpumpe nochmals aufgraben. Die Plagerei war jetzt nicht mehr so groß, denn die Steine hatten wir nicht mehr mit eingefüllt. Ein zweites Rohr, etwas stärker, wurde verlegt und mit einer kleinen Benzinpumpe war dann das Becken in einer Nacht gefüllt. Vater hatte Spaß damit, denn er mußte alle zwei Stunden Benzin nachfüllen, das wir vorher schwitzend aus dem Dorf beim Herrn Grübel geholt hatten. Das Wasser war kalt. 11 o C zeigte das Thermometer. Schön frisch, aber wir versuchten es.  
  
 Wenn die Wasserläufer und Käfer im Wasser zu zahlreich wurden, dann ließen wir das Wasser ab, reinigten das Becken und mit frischem Wasser wurde neu gefüllt.  
  
 Der Krieg kam und das Benzin wurde knapp, das heißt, ohne Bezugsschein bekam man gar keines mehr. Zum Baden wurden diese Zettel gewiß nicht ausgestellt. Aus also die Freude.  
  
 Das hast du gedacht!  
  
 Der Pfalzbrunnen wurde vermessen und dabei festgestellt, daß dieser etwa 2 m höher liegt, als unser Schwimmbecken. Schnell wurden vom Vater Wasserleitungsrohre besorgt und diese im Bachbett verlegt. So hatten wir wieder Wasser im Schwimmbecken auch ohne Sachsmotor, lautlos sogar und ständig. Nur einen Nachteil gab es, das merkten wir bald. Durchfall bekam man, wenn man von diesem Wasser trank,

Die Jahre vergingen, der grausame Krieg ging zu Ende und wir fanden uns als Zuflucht auf der Hütte ein. Die Handpumpe war noch intakt, die Benzinpumpe auch, aber es gab noch immer keinen Sprit. Das heißt, 5 Liter bekamen wir auf Bezugsschein im Monat, na wenigstens etwas.  
  
 Heinz, unser älterer Bruder, war noch in Gefangenschaft. Unser Vater war irgendwo interniert, ob er überhaupt noch lebte? Wir hatten keine Nachricht! Aber das Leben geht weiter. Aus den sechs Eimern wurde eine große ovale Wanne, die heute noch existiert. Da allmählich auch Viecher ins Haus einzogen, mußte daran etwas geändert werden dachten die beiden Jo´s.  
  
 Im Schuppen über dem stillen ”Örtchen” wurde die Wanne aufgestellt und mittels Saugschlauch im Schuppen ein Wasserhahn installiert. Welch ein Fortschritt, wir hatten fließendes Wasser. Die Wanne wurde mit der Handpumpe gefüllt und durch Zuruf der Wassertransport unterbrochen. Manchmal klappte die Abstellung nicht so und die Wanne lief über. Das ”Örtchen” war dann einige Zeit wegen Überflutung nicht mehr zu gebrauchen. Bei dem einen Wasserhahn blieb es nicht, die Küche bekam auch einen. Es war natürlich nur ”Sommerbetrieb” möglich, da bei Frost die ganze Anlage einfror.  
  
 Vater war gestorben und Heinz aus Gefangenschaft zurückgekehrt.  
  
 Mit dem Einzug des Stromes vom Überlandwerk 1951 wurde der Sachsmotor ausgebaut und eine Elektropumpe eingerichtet. Nun konnte Mutti auch ohne uns die Wanne füllen, genügte doch ein Knopfdruck um die Pumpe ein- oder auszuschalten. Doch ruhelos waren die drei Buben. Es konnte nicht ausbleiben, daß ein Neubau anstand.  
  
 Wir bauen einen Wasserbehälter war die Idee!  
  
 Gesagt, getan, Johannes hatte Urlaub und machte sich an die beschwerliche Grabarbeit. Am Wochenende wurde dann betoniert. War es dunkel, dann machten wir uns Licht. An jeder gefährlichen Stelle stand ein Motorrad mit laufendem Motor, solche Umweltverpester, und machte uns Licht. Den Rest des Weges kannten wir auch im Dunklen. Auf diese Weise entstand der Wasserbehälter mit ca. 6 cbm am oberen Eck des Grundstückes, das Motorhäuschen wurde erweitert und die Brunnenstube neu gerichtet. Es konnte nicht ausbleiben, daß dem Wasser in Hülle und Fülle auch ein Bad folgte.  
  
 Der Schuppen wurde umgebaut und ein kuscheliges Bad errichtet. Fließendes kaltes und warmes Wasser war das Endergebnis. War das nicht ein Luxus auf der Hütte?  
  
 Im Sommer aber wollte man im Freien baden. Das Schwimmbecken aber war inzwischen völlig unbrauchbar geworden. Es hatte sich die westliche Wand, die auf aufgefülltem Boden gegründet war, gesenkt und es waren zahlreiche Risse entstanden. Die waren so breit geworden, daß sie nicht mehr saniert werden konnten. Die Setzungen waren auch noch nicht zum Stillstand gekommen, so wurde das Schwimmbecken von uns aufgegeben und mit Abfällen usw. zur Freude der Ratten aufgefüllt.

Von der Mainfrankenmesse brachte Mutti eines Tages ein Schwimmbad mit. Es hatte 5 m im Durchmesser und war etwa 1 m tief. Das Bad fand seinen Standort auf dem Acker neben der Halle. Es wurde dort eine ebene Fläche geschaffen und mit Sand abgedeckt.  
  
 Es gab keine Probleme mehr mit dem Wasser. Der Wasserbehälter wurde von Zeit zu Zeit gereinigt und wenn es sein mußte auch ausgebessert.  
  
 Doch eines Tages wurde Mutti schwer krank. Sie mußte ins Krankenhaus und es sah gar nicht gut aus. Doch was war die Ursache?  
  
 Als wir das Becken zur routinemäßigen Reinigung öffneten, sahen wir die Bescherung. Es war eine tote Ratte im Wasser! Sie muß durch den Überlauf ins Wasser gekommen sein, denn der Deckel mit Lüftung war noch intakt.  
  
 So konnte es nicht weiter gehen!  
  
 Wir kamen zu dem Entschluß eine geschlossene Anlage zu installieren und den Behälter stillzulegen.  
  
 In Würzburg wurde eine Kolbenpumpe mit Windkessel gekauft und diese im Pumpenhäuschen montiert. Doch was war jetzt?  
  
 Heinrich, Joachim, Johannes kommt lautete der Hilferuf mitten in der Nacht, ich habe kein Wasser, die Pumpe geht nicht! Anfangs versuchten wir telephonisch Ratschläge zu geben, aber vergeblich, der Doktor muß her, der Patient ist zu krank.  
  
 Erst als das Dorf eine Wasserleitung bis zur Hütte baute, war die nächtliche Gefahr gebannt. Seither plätschert in der Küche das Wasser vom Dorf und im Bad unser eigenes.  
  
Nachtrag 1998  
  
 Das Schwimmbad auf dem Acker existiert nun auch nicht mehr. Die Plane wurde spröde und war nicht mehr zu gebrauchen und die Bleche rosteten. Heinrich hat es für ein paar Mark verkauft.  
  
 Nach der Dachsanierung habe ich auf dem Dach 1995 eine Solaranlage für warmes Wasser installiert, die uns im Sommer mit heißem Wasser ausreichend versorgt. Im Winter wird mit Nachtstrom das Wasser erwärmt, wobei dieses warme Wasser auch als Notheizung verwendet werden kann.  
  
 Im Zuge der Sanierung wurde die Wasserversorgung ganz auf Gemeindewasser umgestellt. Die Pumpe geht heute noch und liefert uns das Wasser für den Garten.  
  
 Joachim *(1977/1998)*

**Die Feuerwehr**

An einem Freitagabend im Sommer 1950 fanden wir ein Zeltlager auf unserem Acker. Pfadfinder hatten sich mit drei Zelten dort eingenistet, was uns gar nicht gefiel. Aber solange die nichts anstellen, dachten wir, soll es uns recht sein.  
  
 Heinrich und Lieselotte kamen später und wir hielten Kriegsrat. Was meint ihr, könnten wir nicht einmal Wildsau spielen, meinte Johannes. Gesagt, getan!  
  
 Die Pfadfinder legten sich allmählich zur Ruhe und es wurde still im Tal. Bleibt noch zu erwähnen, daß es den Wildzaun, der 1946 erstellt wurde, noch gab. Auch unser „Acker“ hatte einen solchen Wildzaun aus Fichtenstangen. Wir zogen uns also dunkel an, damit man uns nicht so leicht erkennen kann und los ging es.  
  
 So gegen Mitternacht, zur Geisterstunde, waren dann die beiden Jo´s bei den Zelten. Die Anfänger hatten keine Wachen aufgestellt. Es war uns so ein Leichtes die Heringe aus dem Boden zu ziehen und uns mit Gegrunze auf die zusammengefallenen Zelte zu werfen. Laut stampfend eilten wir darauf dem Wald zu. Mit Stecken wühlten wir im dürren Laub und mühten uns eine Wildsauherde zu imitieren, die sich immer mehr entfernt.  
  
 In der Hütte trafen wir uns wieder. Doch laute Beilhiebe trafen unsere Ohren. Was machen die bloß? Johannes ging auf Kundschaft.  
  
 Die zerhacken unseren Zaun und machen damit Feuer, meldete uns der Bote. Heinrich meint, da müssen wir uns etwas einfallen lassen!  
  
 Ich hab´s, die Feuerwehr kommt!  
  
 Ich sauste, eine Wildsau spielend, den Hohlweg hinunter und kam dann keuchend die Wiese wieder herauf. Heinrich und Johannes waren schon bei den Pfadfindern. Was macht ihr denn da mit unserem Zaun?  
  
 Ängstlich berichteten die Zeltler vom Wildschweinbesuch im Lager. Der Anführer meinte, daß die Wildsäue sicherlich Angst vorm Feuer hätten. Sie getrauten sich aber nicht in den Wald um Holz zu holen und so hätten sie eben das Holz vom Zaun genommen.  
  
 In der Zwischenzeit war ich die Wiese herauf gekommen. Herr Lehrer, schnaufte ich, der Feuerwehrkommandant schickt mich, zu erkunden, ob es bei Ihnen brennt! Die Wehr ist schon alarmiert und wird gleich kommen.  
  
 Der Herr Lehrer klärt den Feuerwehrmann auf und bittet ihn ins Dorf zurückzueilen und die Feuerwehr abzubestellen. Verärgert zieht der Feuerwehrmann sein Notizbuch aus der Tasche und notiert sich die Namen der Brandstifter.

Meldet euch morgen früh beim Bürgermeister in der Gemeindekanzlei lautet der Befehl des Feuerwehrmannes bevor er zurückeilt ins Dorf.  
  
 Eine halbe Stunde später, das Feuer im Lager ist niedergebrannt und im Tal wieder nächtliche Ruhe eingekehrt, treffen wir uns wieder in der Hütte.  
  
 Es wurde noch eine lange Nacht bei Bier und Apfelmost. Doch am Sonntag trauten wir uns fast nicht ins Dorf zur Kirche zu gehen als wir feststellten, daß das Lager geräumt war.  
  
 Gerne erinnerten wir uns oft noch an die Wildsaugeschichte und den Feuerwehrmann.  
  
 Joachim *(1977)*

**Fastnacht**

Fastnacht ist man nicht gern allein,  
man möchte da beisammen sein,  
und lustig sein und fröhlich lachen  
und allerhand so Faxen machen.  
  
Bei Kaffee und bei Kuchenessen  
des Alltags Sorgen ganz vergessen,  
drum nahm Frau Doktor sich halt vor,  
Ich fahr einfach nach Hafenlohr.  
  
Das Haus abschließen und indessen  
die armen Hühner nicht vergessen,  
denn draußen ist es bitter kalt,  
kein Wunder bei dem nahen Wald.  
  
Der Schnee ist tief und kein Huhn find  
ein Körnlein und es wird schneeblind.  
Man muß sie in die Hütte tun,  
den Göcker und das arme Huhn.  
  
Es sind zwar sieben an der Zahl,  
bau unterm Küchentisch den Stall,  
mit Waschbrett, Wassertopf und Stroh.  
Wie sind dann meine Hühner froh.  
  
Daß sie nicht mehr zu frieren brauchen.  
Das Holz im Herd darf auch nicht rauchen.  
Tür zu, das wäre nun erledigt,  
zum Zügle eil ich sehr befriedigt.  
  
Und stolz ob meiner guten Tat,  
die ihren Lohn schon in sich hat.  
Bei Heinz und Lotte ist es schön,  
wie schnell die Stunden da vergehn.  
  
Des Abends fahr ich wieder heim  
und tu mich auf die Hütte freun.  
Doch wie ich in die Küche will  
steh ich zuerst perplex und still.  
  
Mach Licht und starr auf das Idyll,  
des Guten war das viel zu viel.  
Der Gockel saß auf Stuhles Lehne  
und ließ was fallen, gar nicht kleene.

Ein Huhn saß auf des Gusses Rand,  
ein Huhn gar auf der Anricht stand.  
Und auf dem Tisch ein schönes Ei,  
das auf dem Boden war entzwei.  
  
Das Waschbrett, das war umgefallen,  
die Hühner mit den scharfen Krallen  
hatten das Wasser umgestoßen,  
war in die ganze Küch geflossen.  
  
Das Stroh war rings herausgezogen,  
ein Huhn war auf den Herd geflogen,  
es gackerte, ich tat einen Schreier,  
ich trat auf lauter krumme Eier.  
  
Es war ein Tohu und Wabohu.  
Flugs schlug ich da die Türe zu  
und eilte schnell ans Telephon  
zum Kurzbericht an meinen Sohn.  
Der lachte mich und sich dann aus,  
damit war dieser Spuck dann aus.  
  
Mutti *(1977)*

**Fasching 1950**

Es war das Jahr 1950 und die beiden Jo´s wollten zum Faschingstanz ins Dorf gehen. Aber es sollte was Besonderes sein. Beide Buben waren ohne Mädchen! Sie mußten sich also etwas einfallen lassen.  
  
 Lieselotte, Heinrichs Braut meinte, daß die Eltern noch eine Perücke, lange schwarze Handschuhe und ein schwarzes Mieder hätten und sie brachte diese Dinge mit auf die Hütte. Aber wer verkleidet sich? Dem Johannes paßten die Sachen nicht, dem Joachim schon besser. Also wurde probiert, geändert und wieder probiert, Mutti und Lieselotte halfen mit Eifer das Kostüm perfekt zu machen. Wo nimmt man aber einen Rock her? Mutti wußte Rat. Der Vorhang in der Diele ist jetzt im Winter entbehrlich, meinte sie und flugs wurde er zweckent-fremdet in einen Rock verwandelt. Die Anprobe brachte ein gutes Ergebnis. Johannes hatte eine stattliche Braut! Schwarzes Mieder, weißer Rock, blonde Perücke mit langen Zöpfen, schwarze Handschuhe bis zu den Ellenbogen, die die Zimmermannsarme verdeckten, Äpfel paßten oben nicht mehr rein, so behalf man sich mit Mull und Watte. Für das Gesicht gab es noch Schminke und eine schwarze Larve für die Augen. Die „fremde Schönheit“ war perfekt! Nur die Schuhe konnten verraten, daß hier etwas nicht stimmte, aber der „lange Rock“ verdeckte die Verräter.  
  
 Die beiden Jo´s konnten den Samstag kaum erwarten. Mansi und Otto Schiffner waren eingeweiht und man machte sich am späten Abend auf den Weg zum Tanzvergnügen. Es regnete nicht. Es war kalt so – 5 Grad, es lag etwas Schnee und schon von Weitem hörten wir die Musik. Was werden die für Augen machen, Johannes hatte eine neue Flamme! Konnte das etwa Komplikationen geben, hoffentlich nicht, denn es sollte ja nur ein Faschingssscherz sein. Wir kamen der Krone näher und wurden schon erspäht. Auf der Treppe zum Tanzsaal im ersten Stock war ein ziemliches Gedränge, welche wollten runter und wir hinauf. Oben auf dem Podest vor der Eingangstüre standen einige schon ziemlich angetrunken, denn es war schon etwa 22 Uhr. Im Saal spielte die Musik und alles tanzte.  
  
 Einer wollte mir die Larve vom Gesicht reißen - ich weiß nicht mehr wie er hieß, nennen wir ihn daher einfach Johann - , aber ich verhinderte dies gerade noch und gab ihm einen leichten Backenstreich. Im Weitergehen trat er mich von hinten und traf mich am Steißbein, es schmerzte sehr, aber ich tat so als wäre nichts gewesen. Wir gingen in den Saal, aber die Musik war zu Ende und wir standen plötzlich mitten im Saal, während die Tänzer sich setzten. Wir schauten uns nach einem Sitzplatz um. Ein Raunen ging durch den Saal, Johannes hat ein neues unbekanntes Mädchen, etwas robust gebaut, aber....  
  
 Nun stürzte Johann in den Saal und rief, du hast mich blutig geschlagen! Weiß Gott wo er sich gekratzt hat, daß er etwas blutete. Er sprang auf mich zu und wollte mir wieder die Maske vom Gesicht reißen. Einige riefen, laß die Maske in Ruhe! Aber er wollte nicht hören. Er wollte mich packen. Ich aber ergriff ihn an den Unterarmen, riß ihn hoch und wollte ihn in die Arme seiner Kumpels werfen, die hinter ihm standen. Diese fingen ihn aber nicht auf, so daß er auf die Tür krachte. Die Scheiben zersprangen. Es gab einen Höllenlärm. Die Musik setzte ein und seine Kumpels griffen ihn und brachten ihn aus dem Saal und sagten nochmals zu ihm, laß die Maske in Ruhe, hast du nicht gemerkt wie kräftig sie ist, das kann kein Mädchen sein! Ich will ein Messer war seine Antwort, denn er war ziemlich betrunken.

Der Wirt kam und er erkannte uns. Da wir im Dorf noch nicht als Schläger aufge-fallen sind, glaubte er unserer Schilderung und wir erklärten, daß wir den Schaden beheben werden.  
  
 Wir blieben noch eine Weile im Saal und tanzten. Man erkannte mich immer noch nicht, so waren wir an diesem Abend das Geheimnis des Dorfes. Es war dann doch noch ein schöner Abend, erst recht als wir das Geheimnis lüfteten und die Dorfschönheiten plötzlich zwei Tänzer mehr hatten. Nur der lange Rock war ungewohnt und unbequem. Nur gut, daß wir beide Teile genommen haben, so war er wenigstens weit genug.  
  
 Weit nach Mitternacht machten wir uns auf den Heimweg. Der Johann war nicht mehr zu sehen, ich denke er hatte zu viel getrunken und nun nicht mehr handlungsfähig. Das war auch gut so, denn wir wollten keinen Ärger im Dorf, schon gar nicht im Fasching.  
  
 Johannes reparierte am Rosenmontag die Scheiben.  
  
 Es ist schade, daß von dieser fremden Schönheit kein Foto existiert, aber in unserer Erinnerung lebt dieser schöne Abend noch fort.  
  
 Die Vorhänge mußten gewaschen werden und waren noch viele Jahre im Einsatz.  
  
  
 Joachim *(2001)*

**Die Rehjagd**

Mit dem Pfeil und Bogen gingen sie auf Jagd, es waren aber keine Indianer, sondern die beiden Jo´s der Hütte in Neustadt.  
  
 Ort der Handlung war das Waldeck im Hüttental. Und das kam so:  
  
 Seit dem 16. März 1945 wurde die Hütte von uns fest bewohnt. Nur mit dem Nötigsten am Körper entkamen wir den Flammen in Würzburg an jenem furchtbaren Freitag im März 1945. Die Lebensmittelkarten waren sehr knapp zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel.  
  
 Hunger hatten wir.  
  
Jeden Morgen standen sie im Waldeck, die Rehe, als gäbe es keinen Krieg, nicht Tod und Verderben. Nahrung für sie war auch genug da, was sollte es?  
  
 Die Amerikaner im Dorf zogen weiter, uns blieb Armut und Hunger. Was Wunder, daß wir auf den Gedanken kamen, es muß nicht immer Wildschwein sein, es tut´s auch ein Rehbraten. Mit der Schlinge wollten wir sie nicht fangen, aber lautlos mußte es gehen. War da nicht ein großer Bogen mit Pfeilen auf der Hütte? Schnell war er gefunden und die Pfeile wurden mit einer alten Feile angespitzt.  
  
 Harte Trainingstage folgten, bis wir einigermaßen trafen. Dann standen sie wieder auf der Wiese im Waldeck. Einige Heuhaufen boten uns Deckung. Der Wind ging auch günstig.  
  
 Halali, die Jagd beginnt. Mutti schür den Herd an!  
  
 Immer näher kamen wir unserer Beute, es konnte ja nur noch die Frage von Minuten sein, dann ist ein Reh erlegt. Plötzlich stutzt der Bock! Hat er uns gewittert? Nein! Der Wind ging noch richtig, die Fingerprobe sagte es uns.  
  
 Die Tiere beruhigten sich wieder und fraßen weiter. Allmählich kamen wir näher, aber noch nicht auf Schußweite! Mutti muß die Haustüre geöffnet haben und der verflixte Stricki ist ihr rausgewitscht. Laut bellend raste er durch den Garten. Das Wild scheute und schimpfend sprang der Bock den Geißen voraus in den schützenden Wald. So ein Pech, der Braten war weg und der Herd umsonst angeschürt.  
  
 Wir versuchten es noch einige Male mit dem gleichen Erfolg. Es war nichts zu machen. Die Tragweite der Pfeile war zu gering (30 m). Der Vernunft gehorchend gaben wir diese Art zu jagen auf.  
  
 Etwa ein Jahr später gingen abends die beiden Jo´s zum Holzholen in den Wald. Natürlich war Stricki mit von der Partie. Er war inzwischen ein richtiger Hund geworden, listig und schlau. Es dunkelte schon. Im Wald war die Sicht nicht mehr besonders gut, aber dürres Holz war in dem Kiefernschlag am Lachberg genügend zu haben.

Plötzlich war Stricki verschwunden. Fern hörten wir sein kläffen. Diesen Laut gab er nur, wenn er etwas jagte. Wir riefen den Hund, der langsam näher kam. Doch was hatte er? Stricki ”halt fest”, lautete der Befehl. Als wir nahe genug waren, sahen wir, daß er ein Rehkitz gefangen hatte. Ich nahm ihm das Kitz ab. Ich mußte daher vorher die Axt Johannes geben. Schimpfend sprang der Hund an mir hoch. Schnell stellte ich fest, daß das Rehkind unverletzt war. Was machen wir damit?  
  
 Wir haben es angelangt und in der Schule haben wir gelernt, daß die Rehe ein Kitz, das nach Mensch riecht nicht mehr annehmen. Es mochte etwa 6 Wochen alt sein und konnte sich sicher noch nicht selbst ernähren, war die weitere Überlegung.  
  
 Nehmen wir es mit nach Hause meinten wir!  
  
 Einige Schritte waren wir schon gegangen. Das Kitz schrie jämmerlich. Da ein Schatten! Mit gesenktem Geweih sprang ein Bock auf mich zu. Ich lies das Kitz schnell fallen und riß Johannes die Axt aus der Hand. Aber zu spät. Als der Bock sah, daß sein Rehkind frei war und davon sprang eilte er hinterher und lies uns erschreckt zurück.  
  
 Es war kaum zu glauben, auch dieses Mal wieder keinen Braten für den leeren Kochtopf.  
  
 Es mag Herbst 1948 gewesen sein. Die Währungsreform am 20. Juni 1948 brachte die Wende. Man bekam wieder alles zu kaufen, wenn es auch noch Marken gab. Ich war schon auf der Ingenieurschule in Würzburg und es war ein Samstag im Spessart. Stricki und sein Sohn Struppi waren wieder einmal ausgerückt. Fern im Wald hörte man den Stricki kläffen.  
  
 Die beiden Jo´s kamen, vom Main kommend, den Hohlweg herauf. Den Wildzaun mit Tor gab es noch und die Bellerei wurde lauter und lauter. Was die da wohl wieder anstellten fragten wir uns. Es sieht so aus, die wilde Jagd kommt auf uns zu, sagte Johannes.  
  
 Da waren sie auch schon. Voraus ein Rehbock, etwa zweijährig, dann Stricki und Struppi. Der Bock sah uns und blieb erschreckt stehen. Da sprangen ihn die Hunde an und warfen ihn um. Johannes packte die beiden Köter und ich kümmerte mich um den Bock. Er lag wie tot auf der Erde. Ich stellte ihn vorsichtig auf die Beine und untersuchte den Bock. Äußerlich war keine Verletzung festzustellen, war das Ergebnis der Untersuchung. So langsam kam wieder Leben in den Bock. Er zitterte erbärmlich, machte einen Schritt, einen Zweiten, einen Dritten etwas schneller. Offensichtlich erholte er sich schnell vom Schock. Wackelig ging das Reh den Hohlweg hinunter. Es spürte scheinbar, daß die Gefahr vorüber war und plötzlich war es im Wald verschwunden. Ein paar Tage später erfuhren wir, daß der Förster ein unverletztes Reh bei den Rodenbacher Büschen tot aufgefunden hat. Ob dies wohl unser Bock gewesen war?  
  
 So ist das Leben, als wir noch Hunger hatten, fiel uns kein Waldtier, Hase, Reh oder Wildsau in die Hände. Jetzt aber, als wir 1948 uns wieder satt essen konnten mochten wir das geschundene Tier nicht töten, aber es mußte dann doch elendig zu Grunde gehen!  
  
 Joachim *(1977)*

**Wildsaugeschichten**

1936 lernten drei kleine Jungen zehn, acht und fünf Jahre alt den Spessart im Hafenlohrtal kennen. 1937 ging es dann etwas weiter nach Norden, um eine Wiese mit Bach unsicher zu machen. Es war der Lindenrain in Neustadt am Main, eines von den damals etwa 50 Neustadt´s im Großdeutschen Reich.  
  
 Wald gab es da genug und dicht zum Fürchten. Nur in großer Abteilung ging man auf Expedition. Es konnte so nicht lange ausbleiben, daß man sich durch das Tannendickicht östlich der Wiese hindurch kämpfte. Doch was wurde tief im Wald entdeckt, eine Burg? Zuerst konnte man die Sache nicht identifizieren, schließlich fand der Vater eine Erklärung, vielleicht vom Förster erfragt? Das ist eine Wildsaufalle!  
  
 Was Wildschweine gibt es hier auch?  
  
 Also noch größere Vorsicht bei den Erkundungen und nur im Schutz von großen Prügeln ging man auf die Wanderschaft. Das tollste müßte es sein mal eine echte Wildsau zu fangen! Aber wie sieht so ein Schwarzkittel aus? Brehm´s Tierleben gab Auskunft, da die Natur ihren Dienst verweigerte und keine Sau sich sehen ließ.  
  
 Der Sommer kam und man baute die Hütte und das noch vorerst ohne Zaun.  
  
 In den Ferien waren die Jungs schon an den Wald gewöhnt und manchmal voller Zecken, die sie im Wald aufgelesen hatten. Aber Wildsäue gab es nur im Bilderbuch, oder im Naturpark des Fürsten. Dort schaute man sich die Viecher auch mal gemeinsam an, damit man in der Schule mitreden konnte. So vergingen die Jahre und die Hüttenzeit nach dem denkwürdigen 16. März 1945 begann.  
  
 Am Haus hatte sich nicht viel geändert, das Grundstück hatte einen Zaun bekommen und nebenan der Acker wurde 1942 dazu gekauft. Heinrich war noch in Gefangenschaft und so konnte er die ”Kleinen” nicht entsprechend beaufsichtigen. Fatal, was die daher alles anstellten, aber bitte langsam der Reihe nach zum Mitschreiben.  
  
 Hungrig war man und so entschlossen sich die drei Hüttenbewohner – Mutti und die beiden Jo´s – es mit der Landwirtschaft zu versuchen.  
  
 Die Ernte nahte heran, man hatte sich geplagt und versucht der Quecken Herr zu werden. Aber ohne Dünger gab es nur eine magere Ernte. Die Kartoffeln waren nicht viel größer als ein Taubenei. An Gewicht hatten wir nicht viel mehr geerntet, als wir im Frühjahr gelegt hatten, aber dafür viel mehr in der Anzahl! Kartoffel schälen gab es nicht mehr, sie wurden mit der Schale gegessen.  
  
 Selbst der Förster hatte den Amerikanern seine Gewehre abgeben müssen und so konnten sich die Schwarzkittel ungehindert vermehren. Anfangs 1945 schossen die Soldaten wahllos mit automatischen Waffen auf alles was sich bewegte, später zogen sie aber wieder

fort und so wurde das Wild zur Plage der armen Dorfbauern. Der Gemeinderat beschloß daher am Wald entlang einen Wildzaun zu bauen. Man schlug kleine Fichten und nagelte sie an die Bäume entlang dem Waldrand, unten dichter oben weiter, etwa 1,50 m hoch. Im Hohlweg, ist dies nicht notwendig, meinte der Bürgermeister Auth, denn diese steile Böschung kommt kein Wild hinauf!  
  
 So kam es, daß der Hohlweg für Sau und Reh zu einem Ausgang in die Freiheit wurde, denn Die Böschung war kein Hindernis für das Wild und sie kamen entgegen der Meinung des Gemeinderates gut hinauf.  
  
 Im April 1946 hatten wir gerade Kartoffeln gelegt und der Bauer Leser wieder die Kühe vor den Wagen gespannt, da waren trotz Zaun die ersten Schwarzkittel am hellen Tag auf dem Acker und wollten unsere mühsam gelegten Kartoffeln wieder ausgraben. Bei unserem Kommen jagten sie dem Wald zu und sprangen zur Überraschung der beiden Jo´s glatt über den 1,50 m hohen Zaun hinweg. Wir waren beeindruckt und staunten nicht schlecht. Es waren die ersten Wildschweine die wir in freier Natur gesehen hatten. Langbeinig und borstig, schnell und behend, ganz anders als das Schwein im Stall. Vorsorglich erhöhten wir den Zaun zum Hohlweg auf zwei Meter!  
  
 Es gab also echte Wildschweine bei uns, es war kein Märchen! Der Hunger rührte sich und wir bekamen Appetit auf Wildschweinbraten. Mutti meinte gut zubereitet schmecke es vorzüglich, aber haben müßte man es erst, bevor man es kochen kann!  
  
 Auf, gehen wir auf die Jagd, sprachen wir.  
  
 Lange fand sich keine Gelegenheit, oft sahen wir sie, sie uns aber auch. Doch eines Tages im September 1946 holte ich mit dem Schubkarren die auf Marken uns zugeteilten Kartoffeln beim Gemüsehändler Grübel ab. Es war ein Samstagnachmittag und es war noch hell. Als ich im Hohlweg war und ich das Tor hinter mir geschlossen hatte, glaubte ich Geräusche zu hören, zu sehen aber war nichts!  
  
 Nach ein paar Metern sah ich auf der Krone der rechten Böschung im Wald einen Schatten. Es war ein Wildschwein. Sicher wollte es auf die Wiese hinaus dachte ich, denn der Zaun war noch nicht höher gemacht. Ich schob meinen Schubkarren weiter, die Wildsau ging aber mit. Blieb ich stehen, so wartete die Sau auch und beobachtete mich. Allmählich näherte sich die seltsame Karawane der Hütte. Erst das Bellen vom Stricki vertrieb den anhänglichen Wandergesellen.  
  
 Daheim angekommen erzählte ich das Erlebte und es wurde beratschlagt, was für eine Folgerung aus dem Verhalten der Wildsau zu ziehen sei. Man kam zu dem Entschluß, die Sau hat die Kartoffeln gerochen und ist deswegen dem Schubkarren gefolgt. Man erinnerte sich an die Wildsaufalle im Wald und an die Kartoffeln, die man dort damals fand.  
  
 Die eigene Ernte brachte nur wieder kleine Kartoffeln und so entschlossen sich die beiden Jo´s einige davon als Sauköder zu opfern. Am Abend wurden im Hohlweg einige bis zum Tor gestreut. Wir wollten zu dieser Zeit das Schuppendach verlängern und hatten so

einige lange Balken an der Hütte liegen. Mit ihnen bauten wir einen Steg vom Rotdornbusch am Tor zum Wald. Schwere Steine, Eisenplatten und Äxte wurden hinauf geschafft. Als es richtig dunkel wurde stiegen wir selbst hinauf. Der Stricki wurde ins Haus gesperrt.  
  
 Totenstille in der Natur, ganz leise rauschte der Bach. Ein schwacher Lichtschimmer kam aus der Hütte, so daß man in der stockdunklen Nacht sich schwach orientieren konnte.  
  
 So verstrichen die Minuten wie Stunden und die Stunden wie Tage. Die Beine wurden steif und wir begannen zu frieren. Es mag schon 23 Uhr gewesen sein, da hörten wir etwas!  
  
 Horch! Da kommt doch etwas den Weg herauf. Langsam wurde das Geräusch etwas stärker und kam näher. Man hörte Tritte! Etwas eigenartige Laute für ein Wildschwein dachten wir. Das Wesen kam näher, ein Wilderer? Doch im schwachen Licht des aufgegangenen Mondes konnten wir es erkennen, es war der Förster!  
  
 Gott sei dank, er hatte uns nicht gesehen!  
  
 Als er weg war, verließen wir das Versteck und gingen ins Haus. Aus war die Jagd. Am Morgen aber waren die Kartoffeln auch verschwunden.  
  
 So konnte es nicht weitergehen!  
  
 Wir erinnerten uns daran, daß wir Gewehre im Wald versteckt hatten. Es wurde eines geholt und eines Tages entschlossen wir uns es damit in der Nacht zu versuchen.  
  
 Mit dem geladenen Gewehr unter dem Arm und mit einer Axt bewaffnet zogen wir den Hohlweg hinter, Richtung Waldeck. Stein und Weg war uns bekannt, so daß selbst das spärliche Licht der Sterne uns zur Orientierung genügte.  
  
 Doch was ist das? Ein Feuerschein im Wald, nicht groß aber vorhanden. Ein Waldbrand? Jetzt roch man auch das Feuer, eigenartig, es stank! Wir gingen näher und sahen die drei Gestalten. Männer mit schwarzen Gesichtern hatten ein Wild erlegt und zerlegten es gerade, wobei das Unbrauchbare verbrannt wurde. Daher der Gestank!  
  
 Wir überlegten, ein Schuß und die würden davon springen! Aber wir trauten uns nicht, wir wollten ja eine Wildsau jagen, aber nicht auf Menschen schießen.  
  
 Das Gewehr wurde wieder versteckt und die Jagd wieder abgeblasen.  
  
 Der Winter nahte, es war November 1946. Ich erlernte das Zimmererhandwerk beim Zimmermeister Kallenbach im Dorf. Müde ging ich heim, es war schon dunkel und ich freute mich nach dem langen Tag auf die warme Stube und das Abendessen, das Mutti sicher schon bereitet hat. In der einen Hand trug ich eine Milchkanne mit unseren ¾ Liter Magermilch, die es auf Marken für uns gab und in der anderen Hand meine Brotzeittasche. Das Tor zum Hohlweg versperrte mir den Weg. Ich mußte es öffnen, trat hindurch und schloß es, mit einem Querriegel, wieder hinter mir. Als ich mich umdrehte um weiter zu gehen, stand ein prächtiger Eber etwa drei Meter entfernt vor mir! Ein Einzelgänger? Nicht ungefährlich!

Eine Weile schauten wir uns an, in der Dunkelheit waren nur Schatten zu sehen! Der Wildsau wurde es anscheinend zu dumm, sie drehte sich langsam um und trottete den Hohlweg hinauf. Ich ging langsam hinterher. Was sollte ich sonst tun? Hinter mir das Tor zu, links und rechts eine steile Böschung, vor mir die Sau und dann noch die kostbare Magermilch!  
  
 Dem Eber wurde es nach wenigen Schritten zu langweilig, mit ein paar Sätzen sprang er die Böschung zum Wald hinauf und verschwand im Dunkel des Waldes. Seit dieser Zeit lag griffbereit eine scharfe Axt im Gebüsch beim Hohlwegtor, aber die einmalige Gelegenheit eine Sau zu fangen wiederholte sich nicht mehr.  
  
 Der Winter kam und unsere Öfen fraßen viel Holz, denn es war kalt. An einem Montag Morgen im Januar 1947 schwänzte ich die Berufsschule in Lohr und ging in den Wald um Holz zu holen. Die Axt geschultert machte ich mich auf einen dürren Baum zu suchen. Es hatte geschneit und im Wald lag ein wenig Schnee. Bei etwas Aufmerksamkeit hätte mir der Schnee einiges verraten, aber es wurde ja ein dürrer Baum gesucht und der lag sicher nicht auf dem Boden, sondern ich mußte nach oben schauen.  
  
 Immer weiter ging es bergauf in den Wald hinein: Es mußten da bald ein paar dürre Kiefern geben, sie waren schon registriert und vorgemerkt. Wurden sie schon von Anderen geholt? Nein hier sind sie! Kurz ein Rundblick, ob nicht jemand zuschaut, doch was ist das?  
  
 Eine ganze Herde von Wildschweinen, mit Frischlingen noch dazu!  
  
 Erst mal ab die Post, den Berg wieder hinunter, denn mit Wildsäuen mit Jungen ist nicht zu spaßen. Kommen die hinterher? Nein! Also umgedreht und die Biester wieder gesucht, das Holz war nicht so wichtig, ein Braten schon besser. Fährten waren noch genug zu sehen, aber kein Wildschwein mehr.  
  
 Also wieder eine Jagd verpaßt, so ein Pech! Aber es waren diesmal doch zu viele! Uns hätte doch eines genügt, lieber Gott!  
  
 Mein Eber vom Hohlweg machte noch eine Weile die Gegend unsicher bis ihn dann der Förster am Rosenmontag 1947 schoß. Robert Heidenfelder, der Metzger vom Dorf, trug beim Faschingsumzug den Eber auf der Schulter durchs Dorf. Tags darauf gab es auf halbe Marken Wildschweinfleisch von unserem Eber. Es war mein erster Wildschweinbraten. Wir hatten also doch einen bekommen, aber wie!  
  
 Joachim *(1977)*

**Ein Hüttlein**

Melodie: ein Männlein steht im Walde  
  
Ein Hüttlein steht im Walde ganz still und klein  
Drinnen wohnt die Oma und ihr Strolchilein  
  
Refrain:  
Sagt, wo mag das Hüttlein stehn,  
in das so viele Menschen gehen  
und wenn´s ist dann am völlsten  
fühlt Oma sich am wöhlsten.  
  
Das Hüttlein hat Geburtstag, ja wirklich war,  
vor 40 Jahr nur Wiese und sonst nicht´s war.  
  
Refrain:  
  
Und weil der Hang so kahl war und wirklich leer,  
da dachten sich die Poller´s, hier muß ein Hüttlein her.  
  
Refrain:  
  
Das Hüttlein hat bis heute viel Freud gemacht;  
und heute hat es wieder alle zusammengebracht.  
  
Refrain:  
  
Oh Hüttlein, liebes Hüttlein behalt deinen Charm;  
und treibe oft zusammen den ganzen Schwarm.  
  
Refrain.  
  
  
  
Mutti *(1977)*

**Das Puzzle**

Endlich Ferien! Um sich richtig zu erholen, bleibt man am besten zu Hause, oder fährt zu Oma in den Spessart. Dort steht ein unerschöpflicher Bücherschrank an Romanen, Edgar Wallace oder Agatha Christie zur Verfügung, außerdem noch ein riesiger Reichtum an Puzzles. Vor einigen Jahren, als die Meister erst anfingen Meister zu werden, zählten die Bilder noch 360 Steine, später waren sie nicht mehr zu messen, denn sie reichten weit in die Tausende. Aber jetzt zurück zu den Anfängen!  
  
 ”Oma, dürfen wir uns ein Puzzle aussuchen?” Auf die Bejahung des großen Meisters hin bricht der Sturm auf den Bettkasten im Wohnzimmer los. Mit einem kräftigen Ruck ist die letzte Hürde genommen. Und was greifen sich die Schüler des großen Meisters? Guttenbergs Erfindung des Buchdruckes war das begehrteste Objekt, oder Columbus´s Entdeckung von Amerika. Mit glühenden Ohren zieht man die Sperrholzplatte hinter dem Wohnzimmerschrank hervor und hört vor lauter Eifer die Ermahnungen des großen Meisters mit dem einen Ohr, wobei sie zum anderen gleich wieder hinaus schlüpfen. So, nun frisch ans Werk, Schachtel ausleeren, Steine umdrehen, den Rahmen legen und stundenlang suchen, um Stein an Stein zu fügen. So vergingen oft Tage und das Brett wird vom Wohnzimmer in den Garten, in die Halle oder unter den Schrank getragen, geschoben, balanciert.  
  
 Dann ist es endlich so weit, nur noch höchstens 20 Steine, nur noch 10, noch 5, aber nun werden die Bewegungen plötzlich langsamer. Man braucht noch 5, aber es sind nur noch 4 da! Sind die Steine plötzlich geschrumpft, daß dieses doofe Loch sich nicht schließt? Aber auf dem Brett liegt keiner mehr. Jetzt erinnert man sich auch dumpf an die Ermahnung des großen Meisters: Bei meinen Puzzles fehlt kein Stein, wenn du fertig bist, möchte ich, daß auch alle noch vorhanden sind!  
  
 Also dem großen Meister besser noch nicht sagen, man sei fertig, sondern heimlich im Wohnzimmer lugen, im Garten spähen, die Halle beäugen. Nichts! Aber nun ist der große Meister nicht nur Meister im Puzzle legen, sondern auch im Entdecken von fehlenden Steinen. So startet eine allgemeine Suchaktion aller anwesenden Meistersprößlingen. Dabei treffen auch sehnlichste Blicke den Hund, der doch so abgerichtet sein könnte, daß er fehlende Steine aufspürt, aber er trollt sich mit unbeteiligter Miene von dannen. Das Ergebnis nach einer gründlichen Säuberung der Halle: Nichts! Außer eine einigermaßen Ordnung in diesem Raum. Ein Durchforsten des Gartens, wobei oft ängstliche Blicke zu Petrus gesandt werden, damit es nicht anfängt zu regnen, denn dann würde das Verlustobjekt quellen und wäre nutzlos – nichts. Das hoffnungsvolle Beäugen des Weges von etlichen Augenpaaren – umsonst. Auch im Haus läßt sich dieses verflixte Ding nicht finden.  
  
 Niedergeschlagen steht man vor dem großen Meister, der mit ärgerlicher Miene auf seinen unordentlichen Schüler blickt. Aber sitzt da in den Augenwinkeln nicht ein kleines Lächeln, durchblitzt das große Gehirn nicht ein furchtbarer Gedanke? Aber der Schüler muß sich noch ein halbes Jahr gedulden, bis er den großen Gedanken unter dem Weihnachtsbaum findet.  
  
 Elisabeth *(1977)*

**Das Ruderboot**

Im Mai 1945 flog ein Jagdbomber der Amerikaner über unsere Hütte und ließ kurz darauf ein großes Ding fallen. Das muß aber eine große Bombe sein dachten wir und gingen vorsichtshalber in Deckung. Es geschah aber nichts. Vielleicht war es ein Zusatztank und es sind noch ein paar Tropfen Benzin drinnen?  
  
 Also auf, suchen wir das Ding!  
  
 Wir fanden es schnell und brachten es vorerst mal in Sicherheit. Es war tatsächlich ein Zusatztank und Benzin war auch noch drinnen. Kaum hatten wir den Behälter versteckt, kamen noch Andere und suchten ihn. Gott sei Dank, zu spät!  
  
 Bei günstiger Gelegenheit wurde der Tank nach Hause geschafft. Das wenige Benzin war schnell geborgen, aber was weiter?  
  
 Das gibt ein prima Ruderboot für die Badesaison 1945, war das Ergebnis unserer Überlegungen.  
  
 Gesagt, getan.  
  
 Mit Hammer und Meißel gingen wir dem Blech zu Leibe und schufen mit viel Lärm eine Öffnung, so daß bequem zwei Leute Platz haben. Eine Holzverkleidung wurde noch geschaffen und Sitze dazu.  
  
 Beim Abwurf wurde der Tank leicht beschädigt. Mit einem Stück Blech und den Kugeln von Kleinkaliberpatronen als Nieten wurde das Loch abgedichtet.  
  
 Staunen unter der Dorfjugend über unsere neue Errungenschaft als wir das erste Mal damit auftauchten. Doch die Freude bei uns war nur kurz, denn man konnte mit dem Ding kaum gerade aus fahren. Abhilfe schaffte ein Steuer, aber dazu mußte unser Schiff in die Werft zurück.  
  
 Beim neuerlichen Stapellauf klappte alles wie am Schnürchen. Neider gab es schnell und so war es nicht anders zu erwarten, daß unser Boot bald gestohlen wurde. Zweimal konnten wir es zurückholen. Als es aber wieder abhanden kam, glaubten wir, es sei gesunken und gaben es verloren. Später erfuhren wir, daß es in Roden aufgetaucht war. Wir hatten kein Interesse mehr daran, war es auch für uns viel zu beschwerlich das ungefüge Drum zurück zu holen.  
  
 In der Zwischenzeit wurde es Herbst und zum Baden zu kühl. Der Winter verging und es wurde wieder wärmer. Was lag näher, daß man sich wieder auf das Baden freute, aber ohne Boot?  
  
 Ich lernte Zimmermann, Johannes Glaser bei Herrn Werner in Rothenfels, beide also Holzwürmer.

In den Sommerferien 1939 am Chiemsee waren wir beim Bootsbauer Stöffel auf der Fraueninsel untergebracht und ich hatte von meinen Eltern zu meinem Geburtstag das Modell einer Einheitsplätte, ein Boot wie es am Chiemsee gebräuchlich war, geschenkt bekommen. Dieses Modell war noch auf der Hütte und es wurde der Beschluß gefaßt nach diesem Modell ein Boot zu bauen im Maßstab 5:1.  
  
 Kiefernbretter wurden beschafft und der Schiffsbau begann. Um so näher der Sommer kam, um so emsiger wurde gebaut, es konnte so nicht ausbleiben, daß der Tag des Stapellaufes kam. Mansi und Otto Schiffner – Freunde von Johannes – halfen uns das Boot den Berg hinunter zu tragen und es zu Wasser zu lassen.  
  
 Es war klar, daß die erste Kahnpartie auf sich warten lassen würde, denn das Holz mußte erst quellen, damit das Boot dicht wurde, hatten wir doch 1946 nur primitive Hilfsmittel zum Bootsbau. Mit einem großen Stein und einem Farbeimer als Boje bauten wir uns eine Ankerstelle im Main. Bei der Wasserschutzpolizei wurde unsere ”ANNI” auch registriert und wir bekamen Ausweis und Nummer für das Boot.  
  
 Unser Flugzeugtank hatte sich zu einem Holzboot gemausert und wir waren stolze Reeder geworden.  
  
 Wir hatten 1946 einen herrlichen Sommer. Jede freie Minute waren wir auf dem Wasser. Aus alten Bettüchern wurden ein Segel angefertigt, so daß auch eine Segelpartie denkbar war.  
  
 Sonntags spät am Abend zog ein Gewitter auf. Wir packten unser Bootszeug und Segel und eilten zum Main. Im Nu waren wir auf dem Wasser. Der Main hatte richtige Wellen und die Gewitterböen jagten uns den Main hinauf. Es war eine richtige wilde Jagd.  
  
 Doch dann prasselte der Regen nieder und wir suchten Zuflucht in einem Durchlaß unter der Eisenbahn. Als der Regen draußen aufhörte wurden wir von unten naß, denn im Durchlaß rührte sich ein Bach. Gerne machten wir uns auf den Heimweg und sprachen noch oft von dieser Segelpartie.  
  
 Auf der Hütte war auch noch ein altes Grammophon mit Uhrwerk und Schallplatten. Die Mutter hatte es von der Tante Mathilde geerbt, als diese 1936 starb. Manchmal haben wir uns mit dieses Ding und Lampions bewaffnet. Gemeinsam mit Mansi und Otto starteten wir dann eine abendliche Kahnfahrt. Es war ein malerisches Bild, der hereinbrechende Abend, der silberne Mond am Abendhimmel und wir mit unserem Kahn auf dem ruhigen Mai. Leise klang die Musik über das Wasser. Es kam auch vor, daß Johannes seine Laute mit nahm und wir gemeinsam Lieder sangen. Den Höhepunkt bildeten seine eigenen Kompositionen. Es kam auch vor, daß wir von den Pärchen am Ufer Beifall bekamen, mit der Aufforderung weiter zu machen.  
  
 Einige Jahre später, es wird 1948 gewesen sein, war im November unser Boot plötzlich verschwunden. Im Dorf war Kirchweih. Einige Zecher aus Erlach werden die letzte Fähre verpaßt haben und haben sich unser Boot für die Überfahrt gewaltsam ausgeliehen. In der Krone eines Apfelbaumes fanden wir es am nächsten Tag wieder. Zu viert hatten wir große

Mühe es wieder herunter zu bringen. Wie müssen die Diebe betrunken gewesen sein!  
  
 Johannes ging nach München und ich nach Würzburg auf Baustellen. Unser Boot war eines Tages ganz verschwunden, wir fanden es nicht mehr, auch nicht mit Hilfe der Polizei!  
  
 An schönen Sommertagen träume ich noch gerne von diesen schönen Stunden mit unserer ”ANNI” auf dem Main.  
  
 Joachim *(1977)*

**Es werde Licht**

In einem stillen Grunde,  
da steht ein Hüttlein nett.  
Am Tag gab´s Leben und Lachen,  
ward´s dunkel, mußt alles ins Bett.  
  
Die Kerzen und Hindenburglichtlein,  
die waren gar schnell verbraucht;  
Petroleum ohne Zylinder,  
das Hüttlein war schwarz und verraucht.  
  
In einem stillen Grunde,  
da ging ein Wasserrad.  
Aus Stahlhelmen waren die Schaufeln,  
ein kleines Lichtlein es gab.  
  
Aus Stahlhelmen waren die Schaufeln,  
das knipsten die Amis dann ab.  
Das Wasserrad ward immer größer,  
das Lichtlein stärker und hell.  
  
Man konnte schon lesen und schreiben,  
lief´s Wasserrad richtig und schnell.  
Doch kamen dann Sommer und Sonne,  
dann war das Wasser zu klein.  
  
Im Winter bei Frost und Kälte,  
fror´n Wasser und Wasserrad ein.  
Schmolz aber der Lenz in den Wäldern  
den Schnee, ward das Bächlein zum Strom;  
  
Der Strom brauste in den Feldern,  
das Wasserrad schwamm davon.  
  
So ging das viele Jahre,  
bis ich das Bein mir brach.  
Dann kam mit Unfallgeldern  
der Strom und der Ständer auf´s Dach.  
  
Mutti *(Juli 1962)*

**Sommernacht**

Der Mond steht hoch in der Birke  
in zauberhaft klarer Nacht.  
Bei leisem Grillengezirpe  
da hab ich euer gedacht.  
  
Das Bächlein murmelt im Grunde,  
das Käuzlein schreit: komm mit.  
Noch gestern zur selben Stunde  
da saßen wir hier zu dritt.  
  
Der Mond hängt über den Eichen,  
der Himmel ist hell und rein,  
der Pfälzer funkelt im Glase,  
doch schmeckt er mir nicht allein.  
  
Wohl träum ich alleine im Garten,  
doch einsam bin ich nicht;  
Gedenken und frohes Erwarten

Und euer liebes Gesicht.  
  
Die sitzen mir zur Seite  
und teilen die Stille mit mir.  
So sende ich in die Weite  
die besten Wünsche zu Dir.  
  
Der Mond ist weiter gegangen  
in traumhaft schöner Pracht.  
Nun hängt er in den Tannen,  
behüt Euch Gott, gute Nacht.  
  
Mutti *(12. 8. 1962)*

**Hüttenspezialitäten**

Wenn ihr sitzt im trauten Zimmer  
bei der Kerzen goldnem Schimmer,  
bei der Bowle, bei dem Wein,  
laßt das Kerzenlöschen sein.  
 Hortus, horti, valleralera,  
 hortus, horti, valleralera,  
 bei der Bowle, bei dem Wein  
 laßt das Kerzenlöschen sein.  
  
Tut nicht pusten, tut nicht blasen,  
schadet nur dem Herz, den Nasen,  
zieht nur die Pistole raus  
BUMM, die Kerze ist dann aus.   
 Hortus, horti, valleralera,  
 hortus, horti, valleralera,  
 bei der Bowle, bei dem Wein  
 laßt das Kerzenlöschen sein.  
  
Haben Gäste wir geladen  
zu nem zarten Hasenbraten,  
der ist nicht gekauft, geborgt,  
den hat Maunzi uns besorgt.  
 Hortus, horti, valleralera,  
 hortus, horti, valleralera,  
 bei der Bowle, bei dem Wein  
 laßt das Kerzenlöschen sein.  
  
Zum Kaffe im sonn´gen Garten,  
wenn wir Gäste froh erwarten,  
gibt es als des Tisches Zier  
Erdbeerkuchen mit Papier.  
 Hortus, horti, valleralera,  
 hortus, horti, valleralera,  
 bei der Bowle, bei dem Wein  
 laßt das Kerzenlöschen sein.  
  
Gibt’s zur Feier dann Forellen,  
die noch vor dem Kochen schnellen,  
hat zum Schlachten keiner Zeit,  
steht der Hausherr schußbereit.  
 Hortus, horti, valleralera,  
 hortus, horti, valleralera,  
 bei der Bowle, bei dem Wein  
 laßt das Kerzenlöschen sein.

Wenn beim Ostereiersuchen,  
wollt ihr keinen Eierkuchen,  
Sonne scheint, spannt Schirme drüber,  
harte Eier sind mir lieber.  
 Hortus, horti, valleralera,  
 hortus, horti, valleralera,  
 bei der Bowle, bei dem Wein  
 laßt das Kerzenlöschen sein.  
  
Möchte in heißen Sommertagen,  
man mit Eis den Magen laben,  
einer rührt in einem fort,  
einer macht den Eistransport.  
 Hortus, horti, valleralera,  
 hortus, horti, valleralera,  
 bei der Bowle, bei dem Wein  
 laßt das Kerzenlöschen sein.  
  
Rar war nur das Eis in Stangen,  
daß es reicht war unser Bangen,  
schnell herbei, so kommet schon,  
sonst schwimmt alles Eis davon.  
 Hortus, horti, valleralera,  
 hortus, horti, valleralera,  
 bei der Bowle, bei dem Wein  
 laßt das Kerzenlöschen sein.  
  
Mutti *(1977)*

**Wasser**

Soll ich kochen, putzen, backen,  
Wasser, Wasser, muß herbei!  
Nehmt die Eimer nur geschwinde,  
Wasser! Keine Bockerei!  
  
Nur allmählich sich bequemen  
Fuß und Arm zum Eimernehmen.  
Und so zieht zur Quell hinunter  
Wasserträger, eine Kette.  
  
Füllt die Eimer und stapft aufwärts,  
und sie eilen um die Wette,  
welche Gelte, welches Faß  
sich zuerst füllt mit dem Naß.  
  
Walle, walle, manche Strecke,  
daß zum Zwecke Wasser fließe  
und mit reichem, vollen Schwalle  
in die Gelten sich ergieße,  
zu dem Zwecke: kochen, putzen  
ist das Wasser zu benutzen.  
  
Ich muß Hemden, Hosen waschen.  
Wasser, Wasser muß herbei!  
Nehmt die Eimer nur geschwinde,  
hurtig, keine Trödelei!  
  
Und so laufen denn die Eimer  
wieder runter zu der Quelle  
um gefüllt bergauf zu klettern,  
schwankend, schwappend, eilig schnelle.  
Strumpf und Schuh und Hos´ ist naß  
bis der Eimer kommt zum Faß.  
  
Walle, walle, manche Strecke,  
daß zum Zwecke Wasser fließe  
und mit reichem, vollen Schwalle  
zu der Wäsche sich ergieße  
doch ist kleiner nicht die Müh,  
wenn die Wäsche in der Quelle  
gleich gewaschen und gelüht  
rein und schwanenweiß erblüht.

Heut ist große Badestunde,  
Wasser, Wasser muß herbei  
lauft nur schnell zur Quell hinunter  
Eimer, Gießer, einerlei.  
Und das Spiel beginnt von Neuem,  
keiner kann sich drüber freuen.  
  
Walle, walle, manche Strecke,  
daß zum Zwecke Wasser fließe  
und mit reichem, vollen Schwalle  
zu dem Bade sich ergieße.  
  
Doch kleiner nicht die Müh,  
wenn man in der Quelle badet,  
schnattern, zitternd, aber rein,  
in die Hütte kann hinein?  
  
Winter ist’s  
die Wasch gefroren,  
durch den Schnee bergab, bergauf,  
muß nun an das Seil hinauf.  
  
Niemand kann bei Eis und Schnee  
baden in dem Quellensee.  
Und statt Eimer, - kiloweis´  
wandert in die Küche Eis.  
  
Wasser, Wasser, will dich fassen,  
will dich heben und das ganze Eis behende  
mit dem scharfen Beile spalten.  
  
Da zum alten Hexenmeister  
habe ich mich hinbegeben,  
auf daß alle Wassergeister  
nun nach deinem Willen leben.  
  
So grub er die langen Rohre  
in die Erd, und eine Grube  
für das Wasser als Behälter  
leider kost es viele Gelder  
jetzt drück ich auf einen Knopf,  
schon ist Wasser in dem Topf.  
  
Mutti *(1977)*

**Sommerferien**

Jeder Tag der Woche, von Montagmorgen bis Freitagabend, war für Oma mit harter Arbeit ausgefüllt, während wir bei ihr die Ferien verbringen durften. Oft kam Oma sehr spät von den Hausbesuchen zum Mittagessen zurück. Danach reichte es meist nur noch zu einem recht kurzen Nickerchen im Liegestuhl auf der Veranda, oder bei schlechtem Wetter, auf dem Sofa im Wohnzimmer. Ab 15 Uhr warteten die Patienten in Scharen in der Praxis. Besonders der Freitag war für sie Großkampftag.  
  
 Nicht selten warteten wir, in der ”Bunten” schmökernd, die für das Wartezimmer bestimmt war, bis spät in die Nacht auf Oma´s Rückkehr. Manchmal mußten wir sogar noch bevor sie heimkam zu Bett gehen. Aber auch nach Feierabend und an Wochenenden war und ist Oma immer für ihre Patienten da. Dann wurden in der Küche Spritzen sterilisiert. Teddy, der jeden Patienten mit lautem Gebell abschreckte oder begrüßte, mußte an die Leine gehängt werden. Wir Kinder wurden zur Ruhe ermahnt und durften für die Zeit des Besuches, das Wohnzimmer nicht betreten.  
  
 Als ich größer wurde, durfte ich Oma manchmal als Arzttaschenträgerin bei den Hausbesuchen begleiten. Es war für mich immer eine große Freude und ein interessantes Erlebnis. Auf unserer Rundreise besuchten wir Neustadt, Rodenbach, Pflochsbach und Erlach. Oft war beim Apotheker in Rothenfels letzte Station, der mir einmal Plastikfischchen für die Badewanne schenkte. Das Besondere dieser – für mich – Spazierfahrten mit Oma, war, daß wir bis in die verstecktesten Gassen, bis zum letzten Haus oder Bauernhof der Dörfer mußten. Bisher kannte ich nur ihre Durchfahrtsstraßen. Dort, weit ab von jeder Hektik des Lebens, spielten Kinder auf der Straße, Hunde zerrten an den Leinen und Hühner überquerten flatternd und todesmutig den Weg. Hier wurde Holz gehackt, dort hängte eine Frau Wäsche auf.  
  
 Sobald die Leute am Straßenrand das Auto von Frau Doktor erkannten, grüßten sie freundlich schon von Weitem. Je nach Art des Besuches, den Oma zu erledigen hatte, mußte ich auf das Auto aufpassen oder ich durfte mit aussteigen. Die einen begrüßten Frau Doktor mit wehleidigem Gesicht und begannen gleich über Zipperlein und Wehwehchen zu klagen. Andere begrüßten Oma herzlich und führten sie zum Kranken, während ich in der guten Stube oder in der Küche wartete. Hin und wieder bekam ich ein Bonbon oder einen Keks zugesteckt, die die Wartezeit überbrücken sollten. Immer wieder schenkten dankbare Patienten Oma für ihre Hilfe einen Strauß Blumen, eine Schale Obst oder ein paar Eier.  
  
 Meist begann Oma ihre Besuchstour in Rodenbach. Über Lohr, wo manchmal kurz das Nötigste eingekauft wurde, führte die Fahrt weiter nach Pflochsbach und Erlach am anderen Mainufer. Dort genoß ich besonders die romantische schmale Landstraße zwischen Waldrand und wogenden Getreidefeldern, bzw. grünen Wiesen, mit Blick auf den Main und die umliegenden bewaldeten Spessartberge. Je nach Jahreszeit wurde die Straße von weiß-rosa blühenden Apfelbäumen, gelbem Ginster, rot-lila blühendem Heidekraut oder vereinzelten weißen Schneefeldern gesäumt.  
  
 Doch nicht immer war dieser angenehme Umweg nötig gewesen. Noch düster erinnere ich mich an die Zeiten, als eine Fähre zwischen Neustadt und Erlach pendelte.

Diese sparte Oma viel Zeit und Benzin. Für mich war es in einer anderen Weise äußerst interessant. Der Fährmann, ein freundlicher alter Mann kam, wenn er am anderen Ufer wartete, diensteifrig herüber und legte an. Oma´s Auto und andere Fahrgäste fanden auf der großen Plattform Platz. Angetrieben von einem Motor und von einem dicken Kabel, das von einem Ufer zum anderen gespannt war, gegen das Abtreiben in der starken Strömung des Mains gesichert, setzte sich die Fähre wieder in Bewegung. Im Dorf nahmen wir Brot und Milch mit. Während Oma in der Praxis Post durchsah, probierte ich die Waage aus oder bestaunte die Inhalte der Schränke durch die Glasscheiben.  
  
 Bei diesen Fahrten kam ich einmal ins Kloster. Nur noch ganz verschwommen haften die Visite in der ”Roten Mühle” oder auf dem Margaretenhof, als er noch bewohnt war, in meinem Gedächtnis. Endlich lernte ich das Ziel des Hohlweges kennen, der an Oma´s Garten vorbei führt. Wir gelangten jedoch auf einem anderen Weg hinauf, den ich seitdem nie mehr gefahren bin. Wurde Oma des nachts gerufen, so ließ sie sich, wenn möglich, von den Angehörigen des Kranken holen. Nur in äußersten Notfällen holte sie selber das Auto aus der Garage.  
  
 Wieder einmal waren wir auf der Hütte, als Oma zu zwei alten Damen nach Erlach gerufen wurde. Es gab keine andere Lösung, Oma mußte über Lohr nach Erlach fahren, denn die Fähre war mittlerweile aufgegeben worden. Obwohl ich nicht helfen konnte, durfte ich trotzdem Oma begleiten. Ich weiß nicht mit welchen Gefühlen Oma fuhr. Sicher ist jedoch, daß sie der kranken Patientin helfen konnte und wir beide wieder gut zu Hause ankamen.  
  
 Die schrecklichsten Arbeitstage waren für Oma immer die letzten Tage eines jeden Quartals. Dann mußte nämlich die lästige Abrechnung, die Kartothek – wie Oma sie nannte – erledigt werden. In diesen Tagen war Oma in einer gewissen Art leidend. Auch die Hütte war verändert. Die Platte der vorderen Kommode im Wohnzimmer stand, aufgeklappt, weit ins Zimmer hinein. Türme von Ordnern, Berge von Papier lagen darauf verstreut. Oma schrieb, rechnete, ordnete und schwitzte oft bis spät in die Nacht hinein. Der Schlußstrich wurde mit einem langen Seufzer der Erleichterung begrüßt und gefeiert.  
  
 Maria *(1977)*

**Ferien auf der Hütte**

Morgens stand ich gewöhnlich um 10.30 Uhr auf. Erschien ich dann endlich gegen  
drei viertel elf gewaschen und angezogen in der Küche um zu frühstücken, da war auch schon alles für mich auf dem Küchentisch bereitgestellt worden. Brot, Butter, Marmelade, Milch, Kakao usw. Oma war immer mit irgend etwas beschäftigt, übrigens hielt sie es nie länger als bis 8 Uhr im Bett aus, und Strolch begrüßte mich jedesmal heftig mit dem Schwanz wedelnd. Nach dem Frühstück brauchte ich nicht etwa zu spülen, sondern nur die Sachen in den Guß zu stellen, das hatte Zeit und ich konnte für den Rest des Vormittags machen was ich wollte. Meist setzte ich mich in den Garten und las, während Oma sich noch mit allerhand Dingen abwerkeln mußte. In mir hatte Oma einen schlechten Hausgehilfen und schließlich war es auch schon wieder Zeit an das Mittagessen zu denken.  
  
 Sonst begnügt sich Oma oft mit einem Teller Haferflocken, ihr Besuch aber, hielt davon überhaupt nichts. Von ihrem Essen war das Eine stets besser als das Andere und daher glaubte ich es auch, daß Oma sie mit Liebe gekocht hatte. Als wir einmal alles aufgegessen hatten, wandte sich Oma zur Sonne, die nicht recht wußte, ob sie sich vor die Wolken trauen sollte oder nicht und sagte, jetzt mußt du aber auch ein bißchen gucken. Erst nach dem Spülen fand Oma Zeit, sich von dem Tagewerk zu entspannen und sich auf die Chaiselongue zu legen. Strolch, der den ganzen Tag nur Blödsinn im Kopf hatte, einmal Papier zerriß, das andere Mal Blumen pflückte und sie vor die Haustüre legte, wieder einmal einen Floß hinter die Leselampe fabrizierte, ließ sich von Oma erst noch ein wenig streicheln und tätscheln, bevor er sich ihr zu Füßen legte und dort so lange ausharrte, bis Oma gegen 15 Uhr aufstand, um Kaffee zu richten.  
  
 Der Leser wird sich wohl an dieser Stelle fragen, ob die Hüttenbewohner den ganzen Tag nur essen und trinken. Aber nein, das gehört zum Hüttenleben. Anschließend ging ich dann manchmal mit Strolch im Wald spazieren. Oma ließen wir zurück. Sie hatte nun für ein bis zwei Stunden vor uns Ruhe. Unterwegs gab es für Strolch einiges zu schnüffeln, während ich krampfhaft versuchte, ihm das ”bei Fuß gehen” beizubringen und jeder von uns beiden hatte keine Lust, das zu befolgen, was der Andere wollte. Wenn wir zurückkehrten, kamen wir gerade recht zum Abendessen.  
  
 Oma sorgte für das leibliche Wohl und ich für die entsprechende Musik. Je später es wurde, desto fröhlicher wurde unsere Stimmung. Oma erzählte Geschichten, bot mir ein Glas Wein an und ich hatte nichts anderes zu tun, als Oma zuzuhören, der Musik zu lauschen und ab und zu die Platten zu wechseln, bis wir beschlossen, den Tag zu beenden.  
  
 So ähnlich verliefen meine Tage auf der Hütte. Bedenkt man dabei, daß ich im Grunde nichts tun brauchte, abgesehen vom Abtrocknen und Bötzigeimer ausleeren, sondern einfach in den Tag hinein leben und faulenzen konnte, dann wird man mir Recht geben, daß die Hütte, egal ob schönes oder schlechtes Wetter herrscht, zum Ausspannen und Ausruhen ideal ist. Außerdem reizen mich an der Hütte jedesmal von neuem der große Garten, der nah gelegene Wald, die gute Luft und die zwei entzückenden Hüttenbewohner.  
  
 Matthias *(1977)*

**Mittsommernacht**

Mittsommernacht, die graue Stunde:  
  
 Der Garten, der Wald, die Blumen haben ihre Farben verloren. Schweigend und schwarz, grün, grau stehen die Bäume, kein Zweig, kein Blatt rührt sich. Nur Grillen zirpen, sonst nur Stille. Leise nur das Surren der Turbinen in der Staustufe. Ein fernes Gebrumm eines Motorrades, eines Autos, das Brummeln eines Fliegers. Nur der Himmel ist noch hell, bläulich azurn, mit Wölkchen mit Silberrand. Noch kein Mond, nur ein heller Schein im Osten. Die zartrosa Rose hat Blüten wie weiße Kleckse.  
  
 Der Hohlweg ist schwarz. Aß der Schwärze, aus der Tiefe des Waldes Gefunkel. Schwebende helle Funken. Sie kommen lautlos. Schweben etwas höher, senken sich zum Gras, sind weg. Aus den Kastanienästen ein Zweites, aus dem Hang, aus den Forsythien noch eines, noch ein Lichtlein. Ein Tanz, Schweben und Senken, Steigen und Kreisen, Verschwinden und sich Finden, sie tauchen auf und weg sind sie. Ein neuer Anflug aus dem Wald, drei, vier und mehr, dazwischen ein gewöhnlicher Nachtfalter, schwebender Feentanz, stille Verzauberung.  
  
 Das Filigran zwischen den Ästen wird silbriger. Die Funken bleiben, eine Stunde lang. Der Himmel wird heller, die Wolkenränder silbern gezackt. Der Mond kommt. Langsam schiebt er sich aus dem Geäst, aufgehalten, aufgespießt. Große Ruhepause in einer Wolke. Die Anstrengung war zu groß. Er hat die Wolkenränder um sich gezogen, ganz zugedeckt und schlummert. Die Decke bewegt sich, oder er hinter der Decke. Sie hat ein Loch, er blinzelt, nein, er will noch nicht. Das Steigen und Zunehmen hat ihn müde gemacht. Er streckt sich. Die Decke ist zu kurz. Er äugt und überlegt, aber die Nacht ist so schön und geruhsam und still. Er wird wach.  
  
 Er spitzt und schaut, er wirft die Decke ab, er ist da, noch nicht ganz rund, aber schon stattlich und zeigt seine volle Pracht, seine Fülle, seine Größe, all sein Silber, seine ganze Herrlichkeit.  
  
 Ich bin da, ich hüte euch. Ihr könnt getrost schlafen. Nun steht er blank am Himmel, noch allein. Die Sterne kommen erst später. Es ist ein weiter Weg, ganz allein, von der verlassenen Wolke zum nächsten Ast der Birke, zum Ausruhen. Es ist nur ein schwacher Ast, ihm schüchtern entgegen gestreckt. Der Mond zögert, er zaudert, dann nimmt er einen Anlauf, er strengt sich an. Er kommt, er rennt, mit letzter Kraft stürzt er sich auf den Zweig – und lächelt. Er hat es geschafft. Er plustert sich auf. Fein, daß du da bist, schlanke Birke, aber ich hätte es auch ohne dich geschafft. Noch viel weiter, über den ganzen Himmel, aber laß mich halt jetzt ein bißchen spielen mit deinen Blättern.  
  
 Und er zaubert ein filigrangrau, ewig wechselnd im Muster, als Schleier über sein schmunzelndes Gesicht, er zwinkert und blinzelt, er versteckt sich.  
  
 Gute Nacht lieber Mond,  
 dann schlaf auch ich ein  
  
 Meiner lieben Margarete zur Erinnerung an eine zauberhaften Mondnacht.  
  
 Mutti *(1977)*

**Hüttenfest 1977**

Vierzig Jahre ist es nun her,  
daß du gebaut auf dieser Höh  
von Opa, Oma mit drei Söhnen  
die ob der Arbeit gar oft sehr stöhnten.  
  
Geplant als nur ein Wochendhaus  
heilst du Oma mit Kindern und Enkeln aus.  
Nicht zu vergessen die Viecherei  
Hund, Katz, Maus und allerlei.  
  
Unverändert bist du jedoch nicht geblieben,  
der Zeit angepaßt durch die Hände der Lieben.  
Dein Fallklo, zum Beispiel, ein Ort der Not,  
das im Winter und Sommer nur Nachteiliges bot.  
  
Zum Beispiel im Sommer oft brütend heiß  
gefror man im Winter auf ihm zu Eis.  
Dieses Klo, du findest es nimmer  
es wurde daraus ein feudales Badezimmer.  
  
Und auch der Garten und deine vier Wände  
wurden gepflegt von vielen Händen.  
Diese Hände kamen oft von weitem her  
zu pflanzen, reparieren und vieles mehr.  
  
Denn diese Hände hatten im Laufe von Jahren  
inzwischen gefunden den Ort wo sie daheim waren.  
Diese Hände, gemeint sind die drei älteren Knaben  
Heinz, Joachim, Johannes, die Familien nun haben.  
  
Im Laufe der Zeit es dann passierte,  
daß Mutti zur zwölffachen Oma avancierte.  
Da das Schicksal brachte so viele Kinder,  
wurden die Söhne an Sonntagen an Besuchen gehindert.  
  
Und so wurde die Arbeit oft aufgehoben  
und auf´nen höheren Feiertag verschoben.  
Denn dann gab´s oft ein volles Haus,  
wenn die Söhne kamen mit Pack und Maus.  
  
Und so entstanden die Hüttenweisheiten,  
je höher der Feiertag, desto dreckiger die Arbeiten.  
Doch viele der Arbeiten und anfallenden Sachen  
sind auf Dauer nicht an´nem Feiertag zu Machen

Deswegen Heinz, der sich beeilte gar sehr  
stellte bald ein ganzes Arbeitsheer.  
Alle fünf Kinder sprangen mit ihm ein,  
wenn auch Ulrike ist und bleibt noch zu klein.  
  
Und um nach der Arbeit den Hüttengruß zu verstehn,  
hat er ja auch dort seine Drittwohnung stehn.  
So fährt er jedes Wochenende zur Hüttenfürstin  
die mit Strolch am Tor steht und freudigst begrüßt ihn.  
  
Und mit Interesse, bei Heinz mit einem besondern Regen  
fragt sie nach seinem Kindersegen.  
Der Vater meint, so bitter es klingt  
der Sohn und die Tochter sind nicht mehr Kleinkind.  
  
Für die gibt es wichtiges auf der Welt  
bezogen auf Studium, Liebe und Geld.  
Und die Hüttenoma da nickt voll Verständnis,  
denn sie hat von ihren drei Söhnen auch gar manche Erkenntnis.  
  
Mutti *(1977)*

**Eine wahre Geschichte**

Mutti und Familie Hasel(maus), aus dem Geschlecht der Siebenschläfer stammend.  
  
 Mutti, wir wollen sie einfach Mutti nennen. Im Dorf hieß sie eben ”die Doktere”. Sie wohnte in einem lieben kleinen Haus außerhalb des Dorfes, neben dem Wald, mitten in den Wiesen am Berg, nicht weit vom Main, umgeben von Gras, Bäumen und Vögeln, allein. – Falsch, sie war nicht allein, sie hatte noch bei sich einen treuen Freund und ständigen Begleiter, sie konnte keinen Schritt ohne ihn gehen. Er war immer weiß gekleidet, nur der Kopf war schwarz und er hatte eine schöne Stimme, man könnte sie fast Tenor nennen. Und wer war er?  
  
 Er war vom Stamme der Wau-wau, aber der Schönsten einer. Diese beiden lebten zufrieden und beschaulich zusammen und verstanden sich ausgezeichnet. Sie wohnten in einem Häuschen zu ebener Erde. Mutti hatte ihr Schlafzimmer unter dem Dach und er – Strolch – blieb unten am Fuß der Treppe und bewachte sie. Das kleine Haus hatte noch einen Anbau, Schuppen genannt und darin gab es Vogelhäuschen, Werkzeuge, Vogelfutter Gläser und dergleichen mehr.  
  
 Eines Tages suchte Mutti etwas hinter dem Haus. Dabei wurde sie ernsthaft und genau beobachtet. Frau Hasel hatte ihr einen Besuch gemacht, unangemeldet. Sie war fein herausgeputzt. Sie trug ein wunderschönes, silbergraues Kleid aus feinem Pelzwerk mit zierlicher, breiter Schleppe und ihr liebes Gesichtchen beherrschten zwei schwarze Kulleraugen.  
  
 Mutti und Frau Hasel begrüßten sich stumm. Es war eine strenge Musterung. Es fiel kein Wort, aber sie verstanden sich sofort.  
  
 ”Was tust du da? Wer hat dir erlaubt zu kommen?”  
  
 ”Ach ich hab gedacht, du bist so allein und hast soviel Platz, da macht es dir doch nichts aus, wenn ich da ein bißchen unterschlupfe. Du brauchst mich ja nicht zu füttern. Ich bin doch so klein, ich verpflege mich selbst. Ich kann bei den Vogelhäuschen wohnen und Lärm mache ich auch keinen.”  
  
 ”Meinetwegen! Bist ja so ein adrettes Persönchen! Aber ins Haus darfst du auf keinen Fall!!!”  
  
 ”Wo denkst du hin! Natürlich bleibe ich nur im Schuppen.”  
  
 So ging das Leben ruhig zu dritt weiter. Keiner störte den Anderen. Frau Hasel saß zuweilen auf einem Balken und sah zu, was Mutti und Strolch machten. Zuweilen untersuchte sie den Abfalleimer. Alles war in Frieden.  
  
 Und jetzt geht’s los!  
  
 Frau Hasel bekam Besuch von ihrem Freund. Der besah sich alles ganz genau und meinte: ”Alles schön und gut, aber warum schränkst du dich so ein? Ist doch überall so viel

Platz, warum bleibst du im Vogelhaus, wo doch so ein großes Dach da ist und du Spaziergänge machen kannst und Untersuchungen anstellen? Weiß Gott, was es da für schöne und gute Dinge gibt! Wenn ich dableiben soll, dann muß das anders werden!”  
  
 Frau Hasel war traurig, sie hatte doch versprochen, nicht ins Haus zu gehen. Aber immer so allein hier! Herr Hasel war sehr energisch. Dieselbe Geschichte wie im Paradies, nur umgekehrt. Diesmal war Eva brav und der Adam der Verführer. Frau Hasel gab mit schlechtem Gewissen nach.  
  
 Mutti hörte nachts in ihrem Bett trippel-trappel zu ihren Häupten im Dachfirst, sah der Mondschein draußen und verzieh Frau Hasel ihren Wortbruch. Und das war ein großer Fehler, aber sie wußte ja nicht, daß Frau Hasel nicht mehr allein war. Da hätte sie sonst gleich einschreiten müssen. Ihr werdet schon sehen, wohin das führen sollte.  
  
 Herrn Hasel gefiel das neue große Terrain, aber damit war er noch nicht zufrieden. Er wollte nun auch wissen, wie es unter dem Dach aussähe und jetzt wurde genagt und gebohrt. Mutti hörte den Radau. Sie war davon aufgewacht. Sie pochte an den Schrank von dem das Rumoren kam. Er war eingebaut. Herr Hasel erschrak und gab Ruhe. Frau Hasel war traurig.  
  
 Herr Hasel war ein frecher Geselle. Jede Nacht wurde sein Unternehmungsgeist lebendiger und es gelang ihm sogar bei Mutti einzudringen und zu räubern. Mit Donnergepolter fiel eine Büchse vom Vorratsregal und eine angefressene Nudeltüte dazu. Jetzt war Muttis Geduld am Ende. Herr Hasel wollte noch mehr gute Nudeln und radaute auf dem Schrank. Mutti wachte auf und bumberte außen an den Schrank. Keiner kam mehr zum Schlafen und jeder wurde immer erbitterter. Mutti hatte Angst, die Eindringlinge kämen ihr noch in die Federbetten, oder die Treppe hinunter ins Wohnzimmer, oder in die Küche. Sie schrie um Hilfe!  
  
 Hilfe! Hilfe! Feurio! Kommt schnell! Die Familie Hasel frißt mich auf!  
  
 Und herbei kamen die Helfer und Retter. Zuerst der große Sohn, immer erfinderisch und zur Stelle, wenn Hilfe nötig war. Er kam mit Familie, mit Frau und Töchtern, die Geduldige und die Unüberwindliche. Sie machten sich an die Arbeit. Sie machten in mühseliger Arbeit die Tunnels über dem Schrank frei, kehrten den Haselschutt und die Hasel-Hinterlassen-schaften vom Schrank und verstopften alle Haselstraßen mit Glaswolle und Maschendrahtverhau. Präsentierten außerdem noch ”Delikatessweizen” und Schinken und Käse auf ”besonderem Teller” und warteten der Dinge.  
  
 Familie Hasel blieb tagsüber in ihrem Schuppen. Sie sah, daß sich da was Schreckliches anbahnte und nun schrie sie um Hilfe, denn allein konnte sie der Zerstörung nicht Herr werden. Nachts marschierte der ganze Hasel-Clan an. Das war ein Getrippel- Getrappel den ganzen Dachfirst entlang, von der Balkontüre zum Kleiderschrank, Tumult auf demselben, zorniges Gerüttel an den Drahtbarrikaden, auch einmal etwas Papiergeraschel, doch Mutti konnte keinen neuen Einbruch finden, außerdem war sie so müde von dem vielen vorausgegangenen Nachtwachen, daß sie schadenfroh mit Dank erfülltem Herzen für ihre hilfreichen geduldigen Enkelinnen beruhigt einschlief.  
  
 Bin gespannt, wies weitergeht! Welcher Clan siegt? Fortsetzung folgt!

Die nächste Nacht.  
  
 Mutti lag wach im Bett, horchte, lauerte. Die Geisterstunde nahte. Ruhe, Stille, nichts kein Geräusch. Mutti schlief ein. Sie schlief seit langem wieder ungestört, abgrundtief, erschöpft. Vielleicht hat sie auch deshalb nichts gehört. Im Morgengrauen weckte sie ein feines Geräusch. Zarte Trippelschrittchen, langsam vorsichtig über ihrem Kopf, vom Balken zum Schrank – Frau Hasel. Ein zögerndes, leises Knabbern am Drahtverhau, dann wieder Stille. Frau Hasel war allein, traurig, beschämt müde. Das Paradies machte ihr keine Freude mehr.  
  
 Alles verlief ruhig, bis zum nächsten Wochenende. Da kam Muttis zweiter Sohn mit Verstärkung. Er war ein großer Baufachmann, er verstand sich auf Autobahnstraßen, Brücken und Tunnels, also gerade der richtige Mann für Hasels Prachtavenue unter dem Dachfirst.  
  
 Erst wurde abgerissen, wie das bei so großen Bauunternehmen üblich ist. Die Ziegel kamen vom Dach, die Leitern standen. Der Kamin wurde freigelegt. Viele hilfreiche Hände waren dabei zur Verfügung. Das brauchte viel Zeit und ging nicht so Schnell. Wie es sich gehört, Leiter rauf, Leiter runter, Ziegel ablegen am Hang. Auch die Leitern mußten gehalten werden. Plötzlich ein Schrei! Frau Hasel kam zum Vorschein, fluchtartig. Sie hatte ihr Nest am Kamin verlassen, in dem sage und schreibe drei Haselkinder lagen. Gar nicht weit vom Nest machte sie auf dem Dachfirst halt um zu beobachten, was sich da weiter tut! Das Nest wurde selbstverständlich geräumt, dann wurde um den Kamin herum starker Fliegendraht eingebaut, so daß wohl Luft durch konnte, aber weder Mäuse, noch Wespen aber schon gar keine Hasels mehr.  
  
 Frau Hasel schaute aufmerksam zu. Machte Spaziergänge übers Dach, schlüpfte hin und wieder unter den Dachfirst und gelangte auf ihrer Prachtavenue zum Dachgiebel und schaute von dort wie eine Gallionsfigur in die Gegend. Bei einem Ausflug über das Dach löste sie eine richtige Hetzjagd aus. Kurz und gut, es war ein sehr geschäftiges Treiben auf dem Dach bis in den späten Abend.  
  
 Der Autobahn-, Brücken- und Tunnelbauer zog dann mit seinen Hilfsvölkern befriedigt ab. Mutti wartete voll Spannung auf die Nacht.  
  
 In der Nacht kam es zu einem regen ”Einmann- Spaziergang” auf der Prachtstraße unter dem Dachfirst, mit Geräuscheinlagen, wie Knabbern am Drahtverhau, was aber später, weil erfolglos, unterblieb.  
  
 An nächsten Morgen viele Telephonanrufe und Erkundigungen nach dem Erfolg. Nächste Nacht müder Spaziergang unter dem Dachfirst, sonst Stille!  
  
 Um aber ganz sicher zu gehen kam jetzt noch der dritte Mutti- Sohn an. Der hatte einen ganz weiten Weg zur Hütte und konnte nicht früher kommen. Er war ein ganz großer Nimrod vor dem Herrn und erschien mit Gewehr und Pulverhorn. Er schritt das Revier ab, Schuppen, Dach, Balkon, Abstell- und Tanklager. Alles wurde durchstöbert und untersucht, aber von Hasels keine Spur.  
  
 ”Ihr habt mich unnötig hierher zitiert. Familie Hasel ist fort.” Es blieb nur übrig auf Kastanien zu schießen.

Die Tage waren sehr heiß. Da fing es oben unter dem Dach zu stinken an, besonders am Kamin. Es stank bestialisch. Ganz besonders wenn die Sonne aufs Dach schien, dann kamen auch die Fleischmücken und wurden mit Paral bekämpft. Nach fünf Tagen hörte auch die Plage auf.  
  
 E p i l o g  
  
 Arme Frau Hasel!  
  
 Aber wenn der liebe Gott schon wegen eines einzigen Apfels, wo er doch so viele hatte, Adam und Eva aus dem Paradies verjagte, und hier war es bösartige Ruhestörung und meine letzte Nudeltüte!  
  
 Arme Frau Hasel! Nach meiner Erfahrung probiert es nächstes Jahr ein neuer Nachkomme der Hasels wieder. Aber wir sind gewarnt und auf der Hut!  
  
 Mutti  
  
*Nachtrag: September 1998*  
  
 Wie recht Mutti haben sollte!  
  
 Unsere Mutter konnte seit Herbst 1991 nicht mehr allein auf der Hütte wohnen, so zog sie zu den Buben der Reihe nach. Am  
  
 ***11. August 1992 starb Mutti in Würzburg.***  
  
 Nun war die Hütte wieder ganz vereinsamt, wie im Krieg. Der Eine oder der Andere schaute nach dem Rechten. Man schrieb das Jahr 1993. Die beiden Jo´s trafen sich im Mai 1993 zur Gartenarbeit und Wolfgang schaute im Juni 1993 vorbei.  
  
 Die Haselmäuse waren verstärkt zurückgekehrt! Also die alten Mittel wurden angewandt. So kam es, daß eines Tages einige halb verweste Haselmäuse im Dachraum lagen. Hunderte von Fleischmücken machten einem das Atmen schwer. Es stank, man kann es nicht beschreiben. Na ja, auch das wurde geschafft, aber es waren noch viele da und die hatten sich Zugang zum Haus durch den First hindurch verschafft.  
  
 Es konnte so nicht ausbleiben, daß man sich wieder zum Arbeitsdienst traf. Die beiden Jo´s mit Anhang trafen sich auf der Hütte. Ersatzziegel waren beschafft worden und so machte man sich an die Arbeit. Das Dach wurde abgedeckt und auf dem First eine neue Dachpappe verlegt, denn die alte war zerfressen. Damit die Haselmäuse es etwas schwerer haben, wurde darauf noch ein Metallgewebe mit 10 mm Maschenweite genagelt. Das Dach und der First wieder eingedeckt und unter dem First als Hindernis, alle zwei Meter ein richtiger Batzen Mörtel eingebaut. Nun war Ruhe im Haus. Aber als wir 1995 das Haus sanierten, tauchten unter den Ziegel Haselmausnester auf. Und man staune, bei der Reparatur 1993 haben wir eine Haselmaus unter dem First eingemauert. Sie konnte sich dort nur während der Mittagspause versteckt haben. Als wir sie 1995 entdeckten, war sie nur noch ein Skelett.

Wenn man meint, daß damit die Geschichte der Haselmäuse beendet ist, der irrt sich, denn eine ist uns 1995 bei der Sanierung entwischt!  
  
 Das Dach mit Kupferblech eingedeckt. Der Schuppen nicht mehr zugänglich. Selbst der Kamin bekam eine Blechverkleidung mit Betonabdeckung und Haube. Also kaum mehr eine Möglichkeit für Haselmäuse ins Haus zu kommen. Aber wie wär’s mal durch den Kamin?  
  
 Ich war eines Samstags im Herbst 1996 in Neustadt und saß nach getaner Arbeit im Zimmer und las noch ein wenig vor der Abfahrt. Doch was war das für ein Geräusch? Ich bekam eine Gänsehaut, denn da konnte nur eine Haselmaus im Haus sein. Ich zog meine Schuhe aus und schlich mich zum Kamin, denn von dort kam das Geräusch. Stille nichts rührte sich! Eine Täuschung, kann sein!?  
  
 Am Mittwoch darauf war ich mit Katharina wieder in Neustadt, das Haus gehörte ja zwischenzeitlich mir und wir nutzten es auch und waren nicht nur zum arbeiten dort.  
  
 Katharina kam von einem Waldspaziergang zurück und da viel mir das Geräusch vom Samstag ein. Alle Türen wurden geschlossen, nur die Haustüre war weit geöffnet. Vorsichtig öffnete ich das Kaminputztürchen in der Diele! Was fand ich? Eine Haselmaus, sie lebte noch! Ich nahm eine schmale Schaufel und mit etwas Ruß trug ich sie zum Hohlweg – der keiner mehr ist. Wir versuchten ihr Wasser zugeben, aber sie war so apathisch, daß sie nichts trank, nur die Augen bewegten sich noch. Ich legte sie in den Wald, unsere bislang letzte Haselmaus.  
  
 Joachim *(1998)*

**Drei Linden**

Meine lieben Söhne und Töchter und Enkel, meine liebe Sippe!  
  
 Ich habe euch schon lange einen Schubkarrenessen versprochen. Man kann es verschiedentlich gestalten, die heutige Fassung entspricht am besten meinen Möglichkeiten.  
  
 Der Schubkarren steht als Zeichen für all den Schweiß, die Mühe um die Arbeit, die, die Hütte von euch gefordert hat und die ihr immer willig – heimlich meuternd – geleistet habt, mehr oder weniger unter meiner Fuchtel – euere Sklaventreiberin.  
  
 Keine Widerrede!  
  
 Ihr habt allerhand dabei gelernt. Mauern und Graben, Dachdecken und Leitungen legen, Wasser pumpen, Halle bauen, Tünchen und Anstreichen, Heuen und Jäten und vieles andere und diese Lehrlings- und Gesellenarbeiten sind euch bei euren Hausbauarbeiten sehr von Nutzen gewesen.  
  
 Der heutige Tag soll nun eine Wende bringen.  
  
 Ihr habt ausgelernt und sollt nun euere eigenen Meister sein!  
  
 Vertrauensvoll lege ich mein Amt und Würde nun in euere Hände, zu gleichen Teilen, damit ihr jetzt auch immer eueren Familien den Schubkarren aus dem Dreck ziehen könnt. Ich glaube, euere Ausbildung war dafür vollkommen geeignet.  
  
 Als sichtbares Zeichen meines Dankes für geleistete Dienste und als Anerkennung verleihe ich euch hiermit den Orden des  
  
 G o l d e n e n Schubkarrens .  
  
 Gegeben zu ”Drei – Linden”, am 1. Juli 1980  
  
 Sklaventreiberin Mutti, dere von ”Drei Linden” am Lachberg.

**Buchbesprechung**

Soeben ist das Buch: „Mein Leben auf dem Motorrad“ erschienen. Autor ist Joapoll; hierbei dürfte es sich um den Decknamen eines bekannten Rennfahrers handeln. Das interessanteste Kapitel „Sternenfahrten nach Würzburg in Rekordzeit“ möchten wir hier als Kostprobe abdrucken.  
  
 Ich lebte in Nürnberg und hatte mir in den Kopf gesetzt, die Strecke Nürnberg – Würzburg eingehend zu studieren. Zuerst durchfuhr ich die Strecke mit meiner kleinen 98 ccm Super-Spezial-Fox alle acht bis vierzehn Tage. Nach einiger Zeit kannte ich die Piste bereits so genau, daß ich mit meiner Spezial-Renn-Lux einen Versuch machte. Das Ergebnis 100,75 Minuten war nicht schlecht. Ich fuhr fortan dreimal wöchentlich, war mir aber voll bewußt, daß dies noch keine Höchstleistung war, nur wollte ich nicht ohne Not meine Maschine bis zum Äußersten beanspruchen. Eines Tages ergab sich aber die Zwangslage, mit einem Eilzug um die Wette zu fahren. Ich mußte um jeden Preis eher als der Zug den Bahnhof Würzburg erreichen. Endlich konnte ich meinen Motor einmal ausfahren. Er lief wie ein Uhrwerk, und ich kann Sie meine Leser beruhigen: Ich war vor dem Zug da. 94,08 Minuten, das war die Höchst-leistung. Nun brach ich mein Streckenstudium ab und versuchte das gleiche von Rain/Lech aus. Hier war meine Bestzeit 170 Minuten. Aber als ich einen Hund auf der Fahrt nach Altötting überfahren hatte, machte mir das Schnellfahren keinen Spaß mehr. Es gehört eigentlich nicht hierher, aber es tat damals sehr weh! Was weh tat, möchten Sie wissen? Ich stürzte nach dem Zusammenprall mit dem Hund und schlug mich ganz schön auf. So war mir plötzlich das Motorradfahren ziemlich verleidet und ich suchte nach einer Möglichkeit, diesen Sternfahrt-fimmel auf gute Art und Weise los zu werden; ich wurde schließlich auch älter.  
  
 Ich kann Ihnen verraten, daß ich eine Lösung gefunden habe. Sie möchten wissen, was für eine? Nun ja, ich kann es Ihnen schon sagen. Ich heiratete den Würzburger Magneten.  
  
 Ob es half, möchten Sie wissen? Na und ob. Ich fahr jetzt nicht mehr nach Würzburg, sondern nach Birkenfeld – 230 km in 195 Minuten.  
  
 Nach dieser Kostprobe können Sie nicht mehr anders; Sie müssen das Buch kaufen. Es erschien in unserem Zeitungsverlag und kostet nur 12,45 DM. Ein wahrer Spottpreis für diese spannenden Rennfahrergeschichten einschließlich – happy end.  
  
 Mutti (*1956 aus der Hochzeitszeitung von Katharina und Joachim*)

**Samstag**

Motorrad rollt  
Auspuff grollt  
Joachim jagt  
Viel er wagt  
Auf rollendem Rad  
  
Mägdlein schaut  
Seufzet laut  
Harrender Blick  
Banges Geschick  
Die Zimmeruhr tickt  
  
Horch ein Krach  
Katharina wach  
Zur Straße sieht  
Die Lux einbiegt  
Ans Herz Sie Ihrem Joachim fliegt.

Mutti (*1956 aus der Hochzeitszeitung von Katharina und Joachim*)

**Der gebändigte Wotan**

Es war einmal, so fangen viele Geschichten an.  
  
 Es war einmal - so fängt auch diese an – und es ist keine alltägliche, eher ein altes Märchen.  
  
 Es hauste einmal ein wilder, tapferer Krieger in einem weiten gefährlichen Land. Als er herangewachsen und männlich herangereift, da wurde er aus der strengen Kriegsschule seines Landes mit Lob und Anerkennung entlasen; denn er hatte alles gelernt, was gelehrt worden war, und er sollte nun Leben, wie Krieger seit Jahrtausenden es tun: Wild, mutig, entschlosen und frei. Und das tat er, denn er war mehr: Er war besessen, besessen vom Kriegserleben seiner Zeit; so wurde er auch mehr als nur ein wilder Reitersmann: Er wurde ein tüchtiger Ritter, ein gefürchteter Kosak. Sein Ruhm wuchs über die Lande und mit ihm die Furcht vor seiner Wut. Er lebte wie Wotan, der verblichene Göttervater eines harten Geschlechts.  
  
 So drängte es ihn, ebenfalls ein unbändiges Reittier zu eigen zuhaben und bald hatte er es gefunden, was lange er gesucht und ausgeforscht hatte. Sein gewöhnliches Stahlroß wurde in den Stall gestellt, denn nun hatte er ja ein ebenbürtiges Roß. Er nannte es Fox.  
  
 Und so war der Krieger ein gefürchteter Held, einer dem alles auswich, wenn er auf dampfendem Rosse, mit donnernden Hufen durch das Land sprengte. Denn, war der Krieger fürchterlich, das Roß war einfach gefährlich, gefährlich fürs Leben. Weil aber immer alle Tiere und Menschen das Weite suchten, hörten sie das wilde Gewieher, so geschah auch selten ein Unglück. Nur einmal, glaube ich, war ein Hund nicht rasch genug und ein paarmal ein dummer Hase. Denen freilich ging es ans Leben.  
  
 Doch am schlimmsten war es, wenn der verwegene Reiter die Zügel seines tobenden Rosses plötzlich zurück riß, um anzuhalten; dann knickte das jäh gebändigte Roß aus wildem Satze in die Hinterhand, um unter gräßlichem Schrei drohend mit Bug und geiferndem Gebiß emporzusteigen. Entsetzen lähmte Herz und Hand und, wer zu nahe dort war, verfiel dem Tode.  
  
 So jagte der tollkühne Mann bei Tag und Nacht über Steppe und Straße, durch Wald und Tal, kletterte auf ragende Berge, preschte über unwegsame Wiesen und scheute Wasser und schwindelnden Steg nicht. Das rauhe Wilde Leben war eine Lust und oft saß er zum Vergnügen zehn, zwölf, vierzehn Stunden im Sattel – ohne Pause, ohne Speise, nur vom wilden Feuer des raschen Ritts getrieben, einzig bewegt von der Freude am Rasen durch das weite gefährliche Land. Nie fand er einen Gegner, der ihm überlegen war im Kampf, nie kehrte er besiegt aus der Schlacht.  
  
 Aber eines Tages war sein einst so ungestümes Roß müde geworden, müde vom Jagen, Klettern und Hetzen, denn sein Reiter hatte es nie geschont. Nun war es alt und zu nichts mehr nütze, höchstens zum Spazierenreiten – und das war zu wenig. Drum mußte unser Herd, er war noch lange nicht müde und abgeämpft, ein neues Roß haben. Besser noch sollte es sein als Fox; doch gab es das überhaupt? Und wenn ja, dann wo?

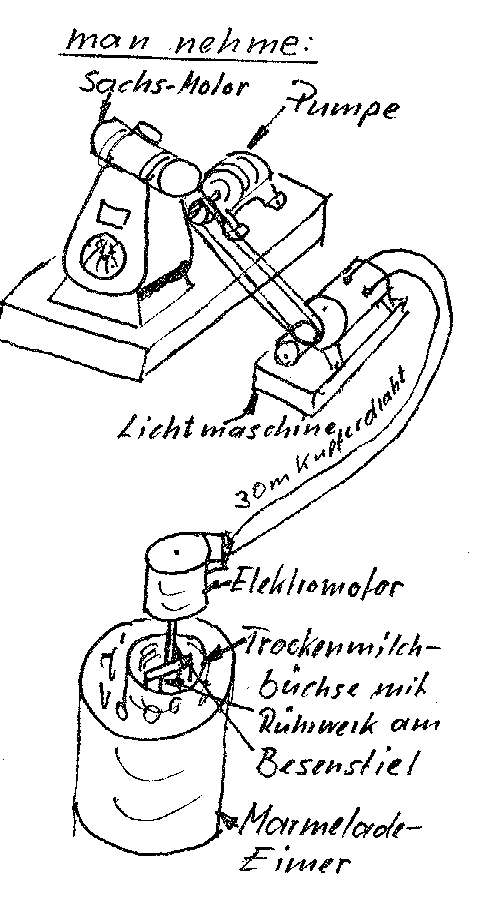
Auf seinen Streifzügen war einmal in ein fernes, entlegenes Reiterdorf gekommen; dort hatte er feine Rosse gesehen, vielleicht fand er dort ein neues? Eines der jungen Renn- und Kampfrosse war damals sehr vielversprechend heran gewachsen, erinnerte er sich. Vielleicht taugt es für ihn? Und es taugte! Der Bruder des Kriegers, selbst ein abgehärteter, tollkühner Kämpe hatte es begutachtet und gleich mitgebracht in die Heimat. Dabei zeigte es sich, daß es ausnehmend gut gestaltet war und, so unglaublich es klingt, eine Kraft und Temperament entwickelte, daß es Fox noch bei weitem übertraf. Nun war unser Held gar nicht mehr traurig über Foxens Verlust; mit der großen Kraft wuchs auch seine Kraft noch und stieg fast ins Ungemessene. Seinen neuen Streitgefährten, dafür nannte er Lux.  
  
 Die weitere Geschichte aber grenzt ans Märchenhafte: Über ferne, eisbedeckte Gebirge führte ihn sein Roß und es trug ihn ans Gestade des Weltmeeres am Ende der Welt. Viel ließe sich noch erzählen, Unglaubliches doch Wahres – aber ihr seid schon müde; darum hört das Ende.  
  
 Das Roß war unverwüstlich und sein Reiter war es auch. Und weil keiner den anderen erschöpfte, weder Lux seinen Herren, noch dieser sein Tier, wurden beide noch fürchterlicher, als sie schon immer gewesen waren. Entsetzen lähmte das Land und selbst die Steine begannen den tobenden Rhythmus der unermüdlichen Hufe zu fürchten. Der Reiter aber lebte wilder denn je und rauher wurde seine Sprache, härter sein Sinn und ungestümer, grenzenloser sein Tun. Lebte Wotan, der Wütige, noch – neidvoll hätte er ihn bewundert.  
  
 Unter allem aber – der rauhen äußeren Schale – schlug ein weiches, gutes Herz. Und stählten Sturm und Schnee, Nacht und Gefahr Muskeln und Mut, wuchs ein eisenharter Panzer um Wille und Verstand, so blieben Herz und Gemüt doch weich und empfindsam. Dies aber sollte das Geschick unseres Helden besiegeln. Oft waren wohl Herz und Gemüt verletzt und verwundet worden, doch ungestüm waren damit nur Kampfesmut und Härte gewachsen. – Einmal aber sollte es anders kommen. Ein liebliches Mädchen im sonnigen, lachenden Tal war der von Gott geschickte Beuger des Rauhen, Harten. Was Fox und Lux nicht erreichen konnten, was dem schönsten, lockendsten Ort dieser Erde – die er allenorts durchstreift hatte – nicht gelang, den Ruhelosen zu bändigen, zu fesseln und zur Ruhe zu bewegen, dies glückte den freundlichen Mädchenaugen.  
  
 Die Weite ist still geworden, das Roß ruht im Stall, der ritterliche Held aber ist seßhaft geworden, weil sein gutes, weiches Herz warm und lebendig geblieben ist.  
  
 So findet er heute endlich sein GLÜCK, das Tausende von Kilometern nirgends und niemals gewähren konnten.  
  
  
 Mutti(*1956 aus der Hochzeitszeitung von Katharina und Joachim*)

**Hüttenlied**

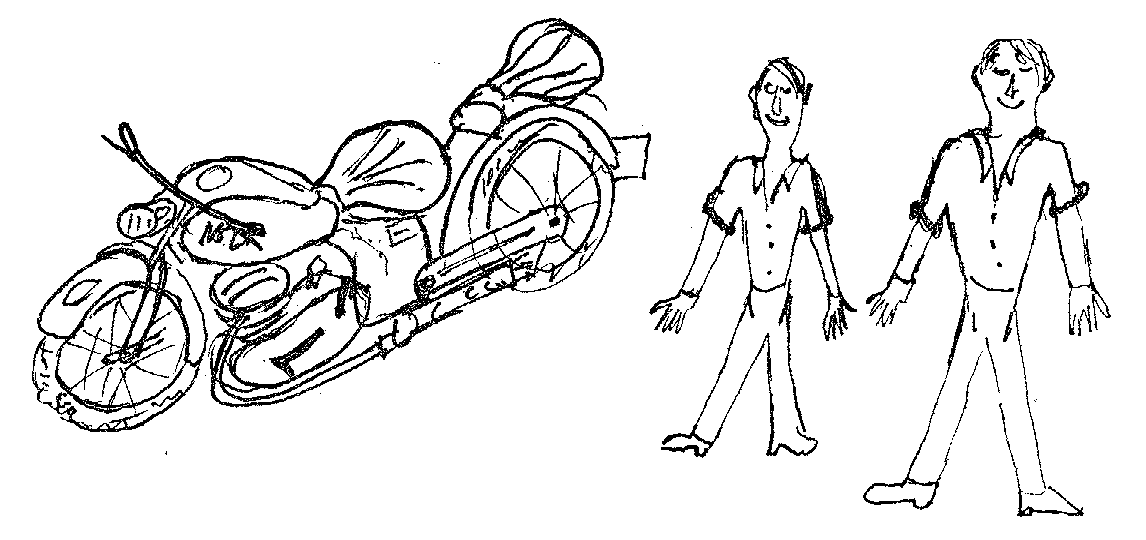
Omas Haus steht vierzig Jahr  
schon an diesem schönen (Ort) Fleck,  
darum bringt man auch die Oma  
jeden Sommer dort nie weg.  
Refrain:  
Das Häuschen von ”Drei Linden”, hat vieles schon gesehen,  
kein Wunder, daß es zittert, kein Wunder, daß es bebt.  
Das Häuschen von ”Drei Linden” sah Angst und Pein und Not,  
es freut sich jeden Abend, aufs neue Morgenrot.  
  
Früh um sechse klopft der Specht schon,  
treibt die Würmer aus dem Holz;  
doch die Pollerbande ist  
auf diese Hütte mächtig stolz.  
Refrain ......  
  
Bau´n die Wespen in der Decke,  
nagt das Mäuschen auch am Haus,  
tobt der Wind um alle Ecken,  
hält´s auch die Pollerbuben aus.  
Refrain .....  
  
Bemoost sind Dach und Ziegel  
und die Regenrinne tropft,  
selbst ins Schlötle ham´se auch schon  
eine Röhre reingestopft.  
Refrain .....  
  
Ist der Plattenspieler krank,  
spielt das Radio kein Lied,  
erklingt von Mäusen komponiert  
auf Marmeladegläsern Beat.  
Refrain .....  
  
Selbst wenn die Erde bebt und zittert  
dem Haus nichts passieren kann,  
denn die Lichtverkabelung  
hält die Außenmauern z`am.  
Refrain .....  
  
In der Stube wird es eng,  
alle sehn den ”Kommissar”  
auf dem Stehplatz vor dem Fenster  
steht die große Enkelschar.  
Refrain .....

In den lausch´gen Sommernächten.  
feiern die Pollers gern ein Fest.  
Speis und Trank gibt es in Fülle,  
mitgebracht wird nur das Bett.  
Refrain .....  
  
Eins um´s andere ihrer Autos  
brummt die Lachbergstraß hinan  
und der Schluß der Invasion  
ist ein Caravangespann.  
Refrain .....  
  
Und die Leut am Lachberg seufzen.  
Liebe Nachbarn habt ihr’s g´seh´n,  
heute müssen wir zum Schlafen  
In die nächste Ortschaft geh´n.  
Refrain .....  
  
Wer ein Bauer wollte werden,  
und solche Arbeit sehr vermiest.  
Er zur Heumaht auf der Hütte  
stets willkommen ist.  
Refrain .....  
  
Wir haben alle schöne Häuser,  
doch die Mutti lacht uns aus,  
nirgends ist es so gemütlich,  
wie in diesem Spessarthaus.  
Refrain .....  
  
 Melodie: Das alte Haus von Rocky-Docky!  
  
Johannes und Helga *(1977)*

**Hüttenspeiseeis**



Ach ja, damit es nicht vergessen wird:  
  
 1 Pfund Salz für die Kühlmischung  
 2 Päckchen Eispulver  
 1 Liter frische Milch aus Rodenbach  
 2 Päckchen Vanillepudding  
 ¼ Pfund Zucker  
 etwa zwei Stunden Zeit vom Sonntag  
 Wohl bekomms  
  
 Die beiden Jo´s, zwei durchtrainierte  
 junge Männer mit großem technischen

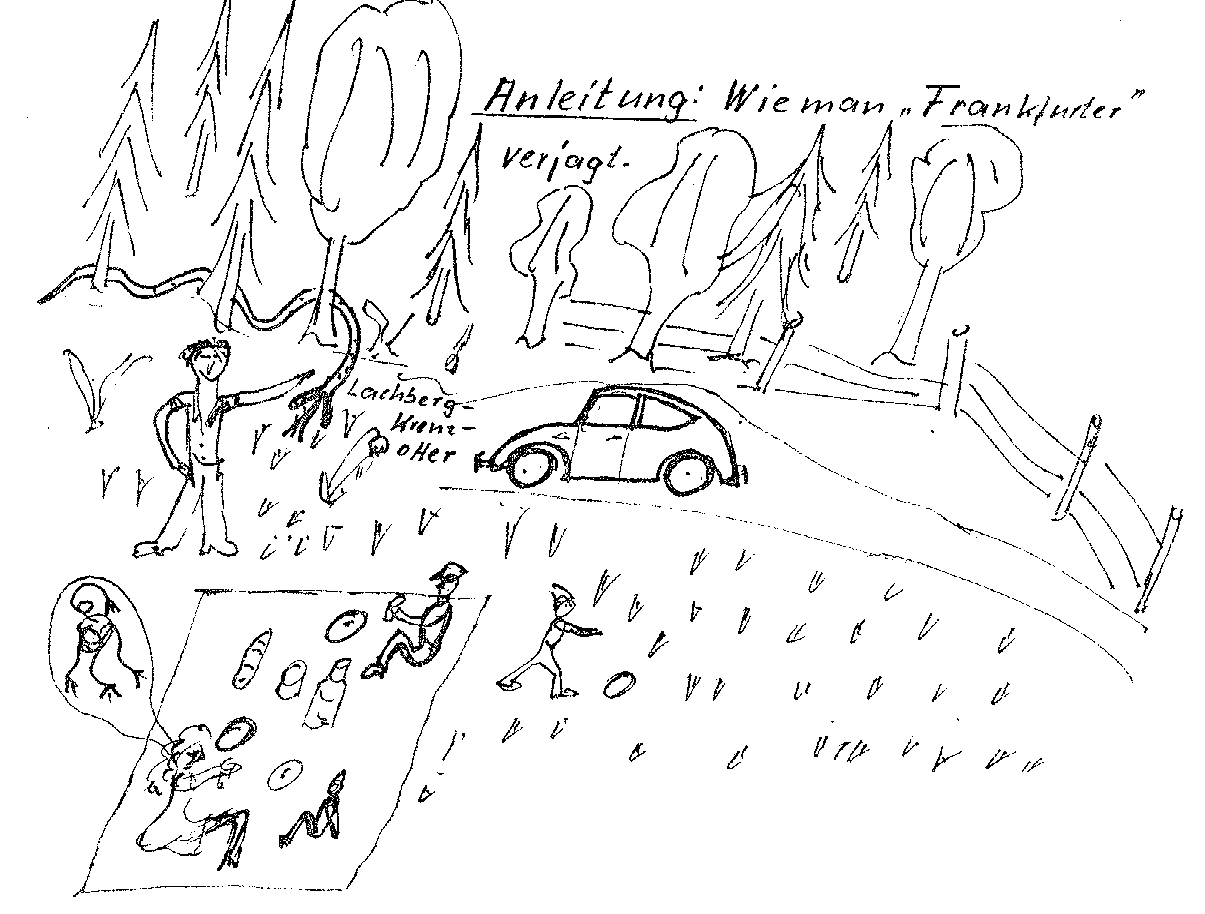


NSU-Fox-Viertakt Wissen  
 zum Stangeneis und Milchholen  
 im Dorf

Johannes und Helga *(1977)*

**Wie man Frankfurter verjagt**

Anleitung: Wie man Frankfurter verjagt!



Wieder einmal war Sonntag im Hochsommer und die Sonne brannte vom Mittagshimmel. Eine Familie aus Frankfurt suchte und fand einen Rastplatz auf unserem ”Acker” am Lachberg. ”Schon wieder diese verflixten Großstädter!”  
  
 Johannes hat eine Idee!  
  
 Er ging hinüber. ”Grüß Gott, schönes Wetter heute, gell! Da haben sie aber ein hübsches Plätzchen gefunden und die Erdbeeren sind heuer besonders süß. Schade ist nur, daß es nicht ganz geheuer ist!”  
  
 Nicht geheuer? Wieso?  
  
 ”Ach wissen sie, es gibt hier Kreuzottern und die sind bekanntlich giftig!”  
  
 Die nächsten Minuten waren erfüllt vom hastigen Aufbruch der Frankfurter unter ängstlichem Umherblicken. Die Sonne brannte immer noch vom Himmel auf die wieder vereinsamte Wiese und Stille kehrte ein, bis zum nächsten Mal.  
  
 Johannes und Helga *(1977)*

**Das Fahrrad**

Eine Erzählung aus dem Jahre 1947.  
  
 Es lebten einst in den schweren Jahren nach dem zweiten großen Krieg, eine Mutter mit ihren drei Buben in einem kleinen einsamen Spessarthaus.  
  
 Der Älteste lernte das Schulmeistern in einer fernen Großstadt. Der zweite war ein lustiger Zimmermann, der Jüngste aber fühlte sich zum Glase hingezogen und erlernte daher das Glaserhandwerk in einem Nachbardorf.  
  
 Jeden Morgen mußte er um fünf Uhr aufstehen und den weiten Weg zu Fuß bis zu seinem Meister gehen. Da er aber sehr am Bettzipfel hing, seine Mutter aber auf pünktlichen Dienstbeginn achtete, sann er nach einem Ausweg. Die Jungen, die auch in dieser Ortschaft ihrer Arbeit nachgingen und vom selben Ort wie er waren, fuhren alle mit dem Fahrrad zur Arbeit. Diese brachten ihn auf die Idee, auch so ein Fahrrad zu besitzen.  
  
 Beim Landratsamt in der Kreisstadt beantragte er einen Bezugsschein für ein Fahrrad, aber er hatte Glück, daß man ihn nicht einsperrte, ob dieses Ansinnens. So schnell gab sich aber unser Benjamin auch nicht geschlagen. Er suchte nach einem Ausweg und eines Samstags war er plötzlich verschwunden.. Man machte sich schon Sorgen um ihn und die Mutter erwog, ob man da nicht besser die Polizei zu Rate zöge. Doch da tauchte der Hannes, so hieß er nämlich, mit einem alten verbogenen Fahrradrahmen und noch anderen, nicht erkennbaren verrosteten Eisenteilen, gerade noch rechtzeitig wieder auf.  
  
 Aber, wie sah der Bub aus! Die Hände, die sonst nur das saubere Glas hielten und bearbeiteten, waren voller Rost und Schrunden. Doch man war froh, daß das Nesthäckchen wieder da war und er aß gierig die ihm dargebotenen Nahrungsmittel.  
  
 Die Familie wurde aber nochmals beunruhigt, als der Bub anfing an den rostigen Teilen zu schrauben. Hier wurde etwas entfernt und dort wieder dazugegeben. So gab es sich, daß selbst ungeübte Augen erkennen konnten, daß dies ein Fahrrad werden könnte.  
  
 Soweit ging ja alles gut. Die Mutter dachte, das Kind braucht halt ein Spielzeug und besser diese sinnlose Arbeit, als ein Streuner. Im Stillen malte sie sich aus, daß man im ersten großen Krieg, vor vielen, vielen Jahren, Drahtspiralen als Reifen gehabt hat. Sie hütete aber dieses Wissen sehr, denn sie fürchtete für die Knie ihres armen Jungen.  
  
 Unser Hannes mußte noch immer den sechs Kilometer weiten Weg zweimal täglich zu Fuß gehen und das mit ”hervorragendem” Schuhwerk, doch er war darauf bedacht diesen Zustand schnellstens ein Ende zu machen.  
  
 Als er wieder einmal in die Berufsschule mußte, lenkte er, in der Kreisstadt angekommen, seine Schritte in einen Fahrradladen und erstand für ein paar Mark, es war sein ganzes Vermögen, total unbrauchbare Fahrradschläuche und Bruchstücke von Fahrradmänteln. Daheim wieder angekommen, packte er voller Stolz die erworbenen Teile aus. Als die Mutter diese Sachen sah, war sie beruhigt, denn damit konnte er gewiß nichts anfangen, dachte sie und außerdem, Drahtspiralen waren es nicht.

Die Familie legte sich ins Bett, doch der Kleinste erklärte noch nicht müde zu sein, er wolle aber später nachkommen.  
  
 Als wir am Morgen erwachten, stellten wir fest, daß das Bett unseres Bruders noch unbenutzt war. Besorgt um ihn standen wir auf, aber wie erschracken wir, als wir sahen. daß das rostige Ungetüm nun auch Reifen hatte. Beim näheren Hinsehen, stellten wir fest, daß es gar keine ganzen Reifen waren, sondern daß mehrere einzelne Stücke wie Dachziegel übereinander geschoben waren, bis das Rad voll war. Doch man staune, sogar Luft war in den Schläuchen, die nach Angabe des Erfinders aus noch weit mehr Einzelteilen bestehen sollten! Nun der Kleine hatte ein Fahrrad und die Familie mußte sich mit dem Unabänderlichen abfinden. Autos gab es ja so gut wie keine und so glaubte man, den Jüngsten ungefährdet.  
  
 Wie freute sich Hannes, daß er nun in Zukunft auch in ein paar Minuten den weiten Weg auf seinem Selbstbau-Renner zurücklegen würde. Es freute sich mit ihm die ganze Familie, denn man konnte morgens nun eine halbe Stunde länger schlafen.  
  
 Doch dann passierte es! War in der Berechnung ein Fehler, oder war es Sabotage eines Neiders, mitten auf dem Weg, gerade im schönsten Rennen, pfiff die Luft aus den Reifen und wie vom Wind abgedeckt, lagen die Reifenstücke auf der Straße. Der Schaden war zu groß, um ihn mit dem ”Bordwerkzeug” beheben zu können, er konnte nur im Werk daheim repariert werden.  
  
 Er schob zur Arbeit, kam zu spät und schob auch wieder heim. Der Schaden wurde mit eiserner Energie ausgebessert, aber, oh Mißgeschick, es war der Anfang einer Pechsträhne.  
  
 So war man es bald wieder gewohnt, daß der Hannes um fünf Uhr aufstand, sein Rad nahm, strahlend fortfuhr, am Abend aber schiebend wieder heimfand und stundenlang den Schaden suchte und behob. Tag für Tag, Woche für Woche, immer der gleiche Rhythmus, hoffend doch endlich den lange schon beantragten Bezugsschein für ein Fahrrad zu bekommen.  
  
 Ja, der Hannes mußte halt doch laufen, aber er hatte nun einen stillen, aber treuen Begleiter,  
  
 - s e i n F a h r r a d ! -  
  
 Joachim *(1959 aus der Hochzeitszeitung von Helga und Johannes)*  
  
PS: nur schade daß davon keine Fotos vorhanden sind!

**Die Kreuzotter**

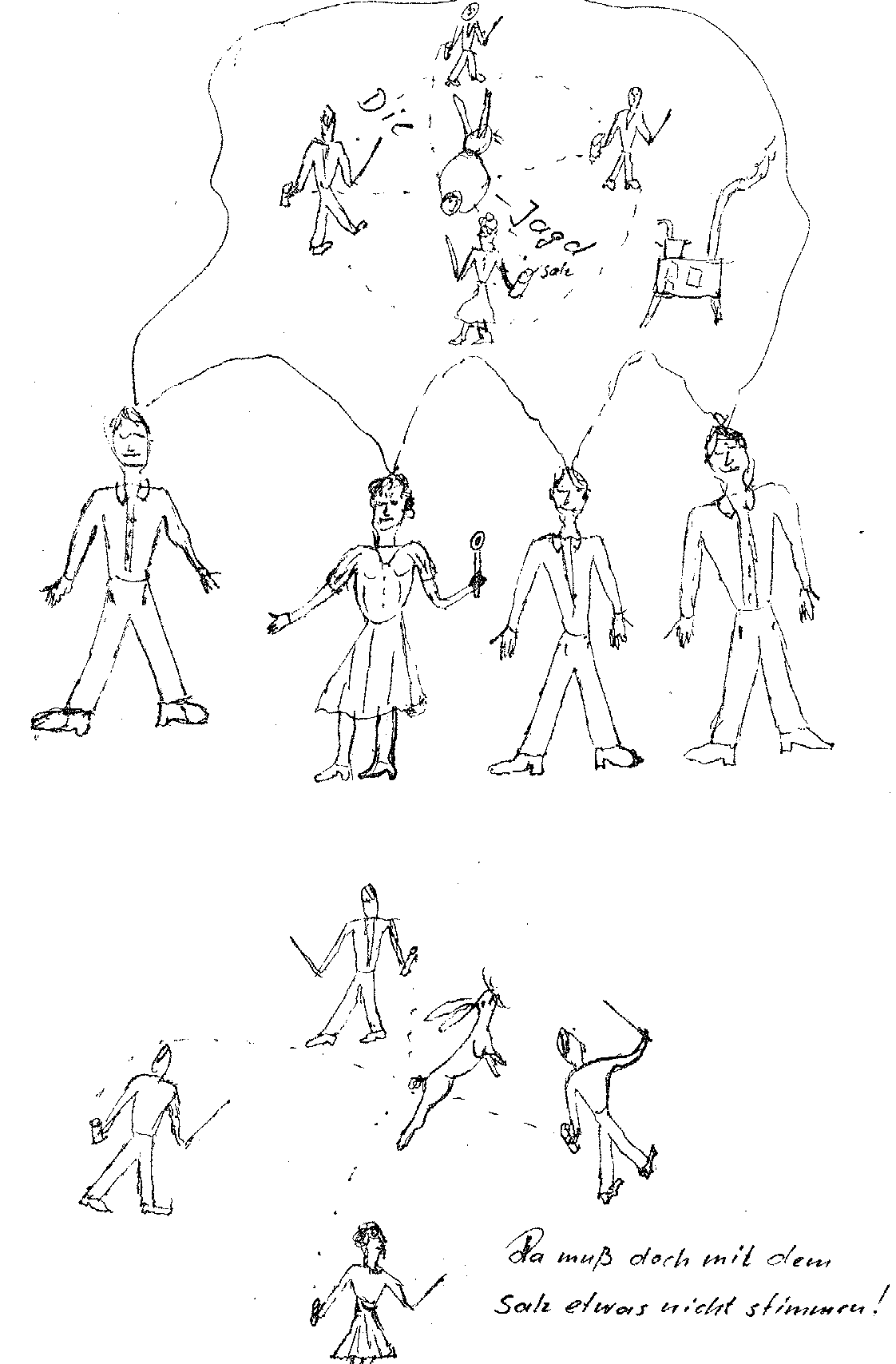
Wie sonnig ist’s an schönen Tagen  
sich von des Tages harten Plagen  
ein wenig auszuruhn im Walde  
am Wiesenrain und schattger Halde:  
  
So dachte einst ne frohe Schar  
die sonst zu Haus in Frankfurt war.  
Sie pendelten quer durch den Spessartwald  
bis sie das Zauberhäuschen in Neustadt fand.  
  
Und eine Wiese vor dem Haus,  
die suchten sie zum Rasten aus.  
Ach Gott wie schön ist deine Welt  
sogar ein riesen Erdbeerbeet hast du uns hierhergestellt.  
  
Die Freude war so riesen groß,  
daß sich ihr Jubelschrei gar weithin ergoß.  
Es drang zu unsres Hannes Ohren,  
der tat gerade in Erdlöchern wühlen und rumoren.  
  
Wie man´s bei schwerer Arbeit pflegt,  
man sich nicht sehr in Gala legt.  
Und Bart und Haare, ei der Daus,  
die sahen fast nach Räuber aus.  
  
Hemd und Strümpf bei der Hitze,  
die läßt man lieber im Schranke sitze.  
Und für die Füß tatens alte Schlappen.  
Als Hose dienten ein paar Schuppenlappen.  
  
Und wie er war im dicksten Drecke,  
die Freudenrufe drangen direkt in sein Verstecke.  
Ein guter Geist gab´s ihm gleich ein,  
da müssen Interessenten bei den Erdbeeren sein.  
  
Das war für ihn nun doch zu viel  
und wie er war, in diesem Stil  
ging er ganz schnell zur Wiese zu  
und sprach ganz bieder und in Ruh:  
  
Die Wiese hier ist wunderschön,  
nur müßt ihr nach den Kreuzottern sehn.  
Welch entsetzliche Kunde!!!  
Sie brachte Schwung in die gefräßige Runde.

Und schneller wie sie waren gekommen,  
waren sie in alle Winde zerronnen.  
Johannes hat später noch öfter darüber nachgedacht,  
hat den Erfolg die Kreuzotter, oder mein guter Eindruck gebracht???  
  
  
Johannes und Helga

**Die Eismaschine**

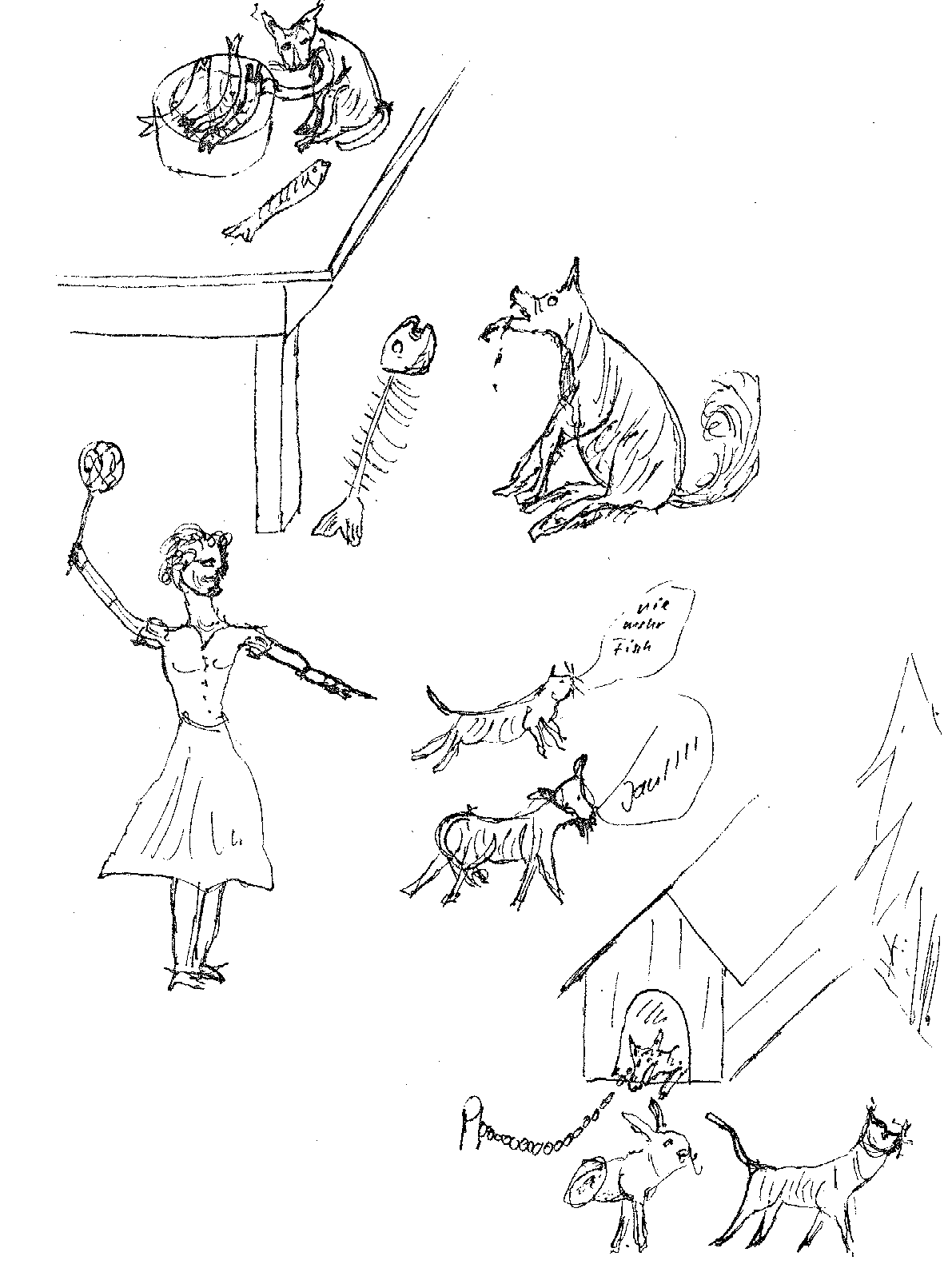
Oben in ner kleinen Hütte,  
weit vom Dorf, am Waldesrand,  
wohnte einst ne gute Witwe,  
mit drei Söhnen an der Hand.  
  
Sommer war’s mit heißen Tagen,  
die man kaum ertragen konnt  
und die Mutter tat sie fragen:  
”Ob ihr Eis bekommen wollt?”  
  
Dieses Angebot war groß,  
ja es war einfach famos!  
Und sie ließen alles liegen  
um ein Eismaschinen-Supermodell zusammen zubiegen.  
  
Großartig war ihnen das gelungen,  
sie hatten sie beinahe besungen.  
Um sie doch schnell in Betrieb zu setzen,  
mußten sie ganz flott ins Dörflein hinunterwetzen.  
  
Da unten gab`s beim Kronenwirt,  
das Kalte ..., daß der Pudding zu Eise wird.  
Und daß es auch wirklich gelänge,  
faßten sie ein´ne pfund´ge Menge.  
  
Schwitzend mit der kühlen Packung,  
doch im Magen die frische Erwartung  
setzten sie zum Heimweg an,  
bis es von Stirne und Rucksack rann.  
  
Immer schneller wird der Gang  
immer friedlicher es von hinten rann.  
Und als sie oben angekommen,  
hatte es hinten fast ausgeronnen.  
  
Doch sie ließen es sich nicht verdrießen  
und jagten ein zweites Mal über die Wiesen.  
Und als sie es auch noch ein drittes Mal taten,  
hatten sie immerhin, ihr könnt es erraten  
im Bauch eine schreckliche, dicke Wut,  
daß ihnen auch ein ”eisgekühlter Pudding”  
schmeckte recht gut.

**Die Hasenjagd**



Johannes und Helga *(1977)*

**Die Fische**



Johannes und Helga *(1977)*

**Dem Täter auf der Spur**

Dieser kleine Krimi ereignete sich in einem deutschen Dorf, wo es immer ruhig war. Aber plötzlich passierte etwas sehr rätselhaftes, nämlich ein Einbruch in das Haus des Herrn Gregorius.  
  
 Eines abends drehte der Dorfpolizist Wolfgang Breitmacher wie gewöhnlich seine Abendrunde. Alles ruhig, dachte er, was sollte auch hier bei uns in Eckertheide schon passieren. Dann bog er in den Fliederweg ein, wo das Lebensmittelgeschäft des Kaufmanns Herbert Langberger stand.  
  
 Nanu, was war denn das? Da war ja fast das ganze Dorf versammelt. Gewichtig schritt er auf das Geschäft zu und blieb erschrocken stehen. Herr Langberger lag bewußtlos auf dem Boden und die Tür stand sperrangelweit offen. Als er sich von seinem Schrecken erholt hatte, sprach er: ”Weg da, weg da, geht wieder nach Hause und räumt die Straße”. Ein älterer Herr namens Josef Zerpin und Frau Langberger blieben als einzige zurück.  
  
 Dachte ich es mir doch, erklärte der erregte Mann. Schon wiederholt strolcht so ein Lümmel, ungefähr vierzehn Jahre alt, vor Herrn Langbergers Geschäft herum. Er trug immer eine rote Jacke, eine graue Kordhose, dunkle Schuhe und hatte hellblonde Haare. Heute aber konnte ich ihn nicht beobachten, weil Besuch gekommen war. Der Polizist schrieb mit Eifer jedes Wort in sein Notizbuch. Vielen Dank für die Auskunft.  
  
 Wissen sie vielleicht noch etwas über den Fall? Ja, antwortete Frau Langberger und berichtete sofort: ”Mein Mann und ich saßen gerade vor dem Fenster, da meinte er, ich glaube ich vergaß das Licht im Büro bei Ladenschluß aus zu schalten, ich werde sofort einmal nachschauen. Doch nach einer Weile wurde ich unruhig, denn er kam nicht. Ich ging ihm entgegen und sah ihn vor seiner Ladentüre bewußtlos auf dem Boden liegen. Die Tür war bestimmt mit einem Dietrich aufgeschlossen worden. Der Einbrecher mußte sich etwas laut angestellt haben, aber als die ersten Dorfbewohner herbei kamen, war er schon auf und davon. Das ist alles was ich weiß.”  
  
 Sie haben mir sehr viel geholfen Frau Langberger. Jetzt schaffen wir ihren Mann ins Haus, ich denke er kommt auch ohne einen Doktor wieder zu sich. Der Täter muß ihren Mann nur mit einem leichten Gegenstand auf den Kopf geschlagen haben, entgegnete der Polizist. Darf ich in ihrem Laden nach Fußspuren oder nach Fingerabdrücken suchen? Ja, bitte.  
  
 Als sich Herr Breitmacher verabschiedete, bat er Frau Langberger eine Liste der gestohlenen Dinge aufzustellen. Darauf ging er nach Hause.  
  
 Am nächsten Morgen brachte Frau Langberger die Liste der gestohlenen Sachen. Es fehlte sonderbarer Weise kein Geld, sondern fünf Flaschen Limonade, drei Rollen Kekse und eine große Dose Tabak. Beunruhigen sie sich nicht, Herr Breitmacher, meinem Mann geht es schon wieder besser, verabschiedete sich Frau Langberger. Er grübelte den ganzen Tag über das Geschehen nach. Um halb elf abends, schreckte ihn das schrille klingeln des Telephons aus seinen Gedanken.

Hier Peter Gregorius, meldete sich eine Stimme. Kommen sie bitte schnell in die Kastanienallee Nr. 9, hier wurde eingebrochen! Ich komme sofort!  
  
 Er stülpte seinen Helm auf den Kopf und verließ eilig das Büro. Nach zwei Minuten erreichte er das Haus. Herr Gregorius erwartete ihn schon ungeduldig. Sehen sie sich diese Fußspuren an! Herr Breitmacher stellte fachmännisch fest, das waren die selben Spuren wie gestern in Herrn Langbergers Laden.  
  
 Können sie mir etwas über den Einbruch berichten?  
  
 Wie jeden Abend ging ich spazieren. Als ich nach Hause kam, fand ich das Türschloß geöffnet und diese Lehmspuren. Ich berührte nichts und rief sie an.  
  
 Bitte stellen sie fest, was gestohlen wurde.  
  
 Nach einer Weile hatte er eine seiner besten Pfeifen für verschwunden erklären müssen.  
  
 Hm, brummte der Polizist, sehr rätselhaft!  
  
 Er unterhielt sich noch ein wenig mit Herrn Gregorius. Es war bald Mitternacht als Herr Breitmacher nach Hause kam. Wie werde ich den Fall losen, dachte er während er zu Bette ging.  
  
 Am nächsten Tag hatte Herr Breitmacher sehr viel zu tun, dort geschah ein Verkehrsunfall, hier mußte ein Streit geschlichtet werden, er mußte sogar einen Bericht an die Polizei der nächsten Stadt schreiben. Es war so schwü ..................  
  
  
  
 weiter hat Mutti leider nicht geschrieben!

**Die vierfache Wildsau**

Links des Mains ein Frankendörfchen. Rechts Jagdhütte am Spessarthang, mitten unter den Wildschweinen. Jetzt Notquartier für  
  
 1. Frau Doktor, pratizierende Ärztin im Dorf, sowie ihre Söhne  
 2. Jakobus, 22 Jahre, Kriegsinvalide, als Lehrer im Dorf angestellt.  
 3. Joachim, 20 Jahre, Ingenieurschüler in Würzburg, nur am Wochenende zu Hause  
 4. Johannes, 16 Jahre, durch Pfarrers Nachhilfe wieder Gymnasiast  
  
 Joachim verbesserte dir Hauseinrichtung, hat das Boot “Anni” gebaut, das für alle Dorfbesuche benutzt wird.  
“Anni” ist das Bürgermeistertöchterchen, Schwarm von Joachim, aber auch Schwarm des jungen Dorfpolizisten. Der Bürgermeister ist gegen beide Verehrer.  
  
 Liesel, das Förstertöchterchen, ist Schwarm von Jakobus. Der Förster ist dafür.  
  
 Sommer, Sonnabend. Jakobus ist abwesend. Joachim baut Windmotor als Wasserpumpe für die Hütte, Johannes hilft zunächst, maß aber dann die Frau Doktor zum Dorf rudern. So befestigt Joachim das Flügelrad alleine. Johannes kommt bestürzt zurück, das Boot treibt herrenlos auf dem Main. Der Flußpolizist muß es aus Schabernack gegen den Neben-buhler abgebunden haben.  
  
 Die Brüder laufen das Boot zu retten. In ihrer Abwesenheit kommt ein Wildschwein, rammt den Turm des Windmotors. Das lose Flügelrad stürzt ab und erschlägt das Tier. Ein Bolzen bleibt in ihm stecken.  
  
 Die beiden Brüder kommen zurück. Überraschung, Ärger, Appetit auf Wildschwein, aber auch Furcht vor Komplikationen erzeugen eine lebhafte Diskussion. Joachim geht zu Jakobus. Dessen Rat und seine Beziehungen zum Förster können vielleicht die Situation klären.  
  
 Allein gelassen entdeckt Johannes in der Kiesgrube dicht unterhalb ein Lastauto voll Kies ohne Fahrer. Ein ideales Mittel, um das Wildschwein zum Schlachter zu bringen. Es gelingt, die tote Sau purzelt den Abhang herab auf das Auto, wird schnell im Kies vergraben.  
  
 Da kommt der Fahrer. Der Kies ist für die Kirche, die wieder aufgebaut werden soll. Selbstverständlich fährt Johannes mit.  
  
 Beim Kiesabladen kommt gerade der Pfarrer. Der will Johannes ein bißchen examinieren. So helfen die ungeschickten Ausreden von Johannes wenig, er muß mit auf einen Spaziergang ins Nachbardorf.  
  
 Der Pfarrer findet die Sau im Kies. Klar, daß er sie sich sicherstellen will. So versucht er, sie in der Kalkgrube nebenan zu verstecken. Im letzten Augenblick erwischt ihn eine Flüchtlingsfrau dabei. Auf bohrende Fragen erfindet er widerwillig die Notlüge, die Sau sei eine Spende des Forstamtes an den Pfarrer, für die Gemeindearmen.

Abends entdeckt der gepeinigte Johannes die versteckte Sau. Die muß zum Schlachter! Der ist doppelt prädestiniert dazu, denn er hat kürzlich zwei Wochen wegen Schwarzschlachten gesessen. Da jedoch niemand zu Hause ist, wirft Johannes das Tier in der Dunkelheit einstweilen in den Stall. Dann macht er sich auf die Suche nach dem Schlachter.  
  
 Der heimkehrende Schlachter erschrickt tödlich vor der Sau im Stall. Aber als sie ein gut gezielter Axtwurf einfach umwirft, merkt er, daß das Tier schon vorher tot war. Kriegsrat mit seiner Frau. Eine Falle seiner Feinde? Große Unruhe, denn die erwähnten 14 Tage sind noch nicht vergessen.  
  
 Doch er muß wegfahren zum Viehhandel, kommt drei Stunden später schwer beschwipst zurück. Nun wirft er die Sau kurz entschlossen auf den Wagen und kippt sie im Vorbeifahren einfach in den Bürgermeistergarten. Die Sorge ist er los! Außerdem wächst seine Achtung vor seiner Moralität ungeheuer.  
  
 Beim Bürgermeister schlagen beim Knacken der Rosenbüsche nachts die Hunde jäh an. Der Bürgermeister sucht den Garten ab, entdeckt die Sau. Er versteht nichts. Aber als Obrigkeit weiß er, was er zu tun hat. Die Hunde bindet er fest. Joachim, der noch Anni spät einen Besuch abstatten will, stolpert fast über die Sau im Garten. Er erkennt sie am steckengebliebenen Bolzen wieder. Daß sie über den Zaun herein geworfen wurde ist deutlich zu erkennen. Soll das ein Streich gegen ihn, oder den Bürgermeister sein?  
  
 Vorsichtig besorgt er sich einen Schubkarren, lädt behutsam das Tier auf und karrt es an den Main. In letzter Minute bringt ihn das angetäute Boot des Flußpolizisten auf eine noch bessere Idee. Er versteckt das Tier unter der Bootsbank, deckt die Bootsplane darüber. Der Schabernack mit “Anni”, dem Boot, ist vergolten.  
  
 Beim verblüfften Förster laufen während des Abends und der Nacht Anzeigen über Wildschweinfunde ein. Erstens von Jakobus, zweitens von der Flüchtlingsfrau, die nachdrücklich die Einbeziehung der Flüchtlinge in die Spende fordert, drittens von der Schlachtersfrau, die noch während der Abwesenheit ihres Mannes diese Gewissens-erleichterung für nötig fand und viertens vom Bürgermeister.  
  
 Beim zweiten Anruf hat der Förster das Würzburger Ernährungsamt verständigt, beim dritten und vierten Anruf verstärkte Anforderung für den Abtransport der Tiere weiter gegeben.  
  
 So rauscht in der Sonntagsfrühe das “Ernährungsamt” gleich mit zwei Tempoliefer-wagen an. Doch bei der Frau Doktor – kein Wildschwein. Die Söhne sind nicht zu Hause – der Fall nicht zu klären. Beim Pfarrer – kein Wildschwein. Nur der Respekt vor der Geistlichkeit verhindert das Äußerste. Beim Schlachter – kein Wildschwein. Jetzt platzt die Langmut des Ernährungsamtes. Doch der Schlachter mit seiner Gerichtserfahrung weigert sich mit

Zukommen, da er nur polizeilich dazu gezwungen werden könnte. So wird der Bürgermeister neben seiner Wildschweinablieferung noch um die Ausübung polizeilicher Funktion ersucht werden müssen. Aber als sich auch beim Bürgermeister kein Wildschwein findet, steht das “Ernährungsamt” kurz vor einem Schlaganfall. Nur übelwollende Verschwörer sieht der Beamte noch um sich. Als einziger Repräsentant der Staatsgewalt im Dorfe, bleibt nur noch die Flußpolizei.

Der junge Polizist ist schon an seinem Boot. Aber er weigert sich einzugreifen. Nicht zuständig! Wildschweine fallen unter die Kompetenz der Landpolizei. Im übrigen hat er keine Zeit mehr, sagt er, er muß eilig auf Flußstreife und springt mit gewandtem Satz ins Boot.  
  
 Zu seinem Verhängnis, denn die Plane verschiebt sich und entblößt einen Wildschweinkopf.  
  
 Tableau!  
  
 Erlösend erscheint Jakobus. Sachlich weißt er auf den Bolzen, auf die Kalkspuren am Fell, auf die Axtwunde des Schlachterbeils und auf die Rosenblätter des Bürgermeistergartens zwischen den struppigen Borsten hin. Die Ehre der Verdächtigen scheint rettbar. Das Gesicht des “Ernährungsamtes” wird immer länger.  
  
 Aber es bleibt ein Sündenbock: Der Flußpolizist! Wenn alles wahr würde was das Ernährungsamt dem Burschen in Aussicht stellt, dann könnte dieser sogar Joachim leid tun.  
  
 Die hübsche Anni flüstert ihrem Vater eine lange Erklärung ins Ohr, der schmunzelt und sagt zu Jakobus. “Herr Lehrer, sagen Sie doch dem Joachim, er soll heute Abend einen Most bei uns trinken!”  
  
  
 Mutti *(19??)*

**Lieder von Johannes**

***Abendstimmung***  
  
Leise sinkt der Abend ins Tal.  
Nur eine Amsel schlägt im  
dämmrigen Fahl  
und ich lausche ergriffen.  
  
Ein zarter Duft erfüllt die Luft.  
Die Rosen blühen an steiler Kluft.  
Ein leiser Hauch läßt  
die Blüten erzittern.  
  
Ein schwacher Hall,  
dringt von des Baches Fall  
bis herauf zu mir.  
Da sprühend des Wassers Kraft,  
dem Menschen schafft,  
Wärme und Licht.  
  
  
  
  
***Ein Frühling***  
  
Leise rauscht der Wald.  
Leise murmelt der Bach.  
Nur von fern ein Ruf erschallt,  
und ich liege wach.  
  
Über mir in der Blätterhall,  
schlägt die Nachtigall.  
Und ich liege und lausche  
dem lieben Singen.  
Und es ist mir als müßte  
das Herz mir zerspringen.

***Nikolaus 1955***  
  
Nikolaus kommt nun ins Haus,  
zur Mutter aller Winde.  
Der Südwind, der so lang blieb aus,  
sich nun auch bald einfindet.  
  
Er sendet Dir als Souvenir  
diesen Weihnachtsboten.  
Und falls Dich quält das Hungertier,  
ist’s Essen nicht verboten.  
  
Auch Strick und Struppi – Hundetier  
seien nicht vergessen.  
Sie kriegen im Auftrag des Südwinds hier  
vom Frauchen zwei Knochen zu fressen.  
  
  
  
  
***Vergißmeinnicht***  
  
Gestern ging ich durch die Auen,  
pflückte ein Vergißmeinnicht.  
Das, soll ich der Farbe vertrauen,  
ew´ge Treue verspricht.  
  
Doch die Treue, sie vergeht,  
wie die Blume hier verblüht.  
Wie ihr Duft vom Wind verweht,  
keines Menschen Herz mehr füllt.  
  
Doch das Beste ist ihr Name.  
Er ist voller Freud und Licht.  
Bittet er Dich stets aufs Neue,  
Denk an mich, vergiß mein nicht.

***Liebes Mütterlein***

Hab Dank Du liebes Mütterlein,  
hab Dank für alles Gute.  
Quält Dich auch oft der Sorge Pein,  
bleib doch bei gutem Mute.  
  
Übersteigen Müh und Arbeitslast;  
gar oft auch Deine Kräfte.  
So denk, daß Du drei Söhne hast,  
von denen jeder helfen möchte.  
  
Sind sie auch oft nicht gar zu brav,  
darin sind sie sich einig.  
Das Mütterlein nicht weinen darf,  
denn das ist schlimm, so mein ich.  
  
Nimm diesen Strauß zu Deiner Zier  
und alles Gute wünsch ich Dir,  
ich hoffe, daß Du morgen,  
hast weniger Müh und Sorgen.  
  
Das ist mein Wunsch zu diesem Tag.  
Ob er Dir wohl gefallen mag?  
  
Noch eins!  
  
Leg bitte diese Schokolade  
nicht wie immer in die Lade!  
Doch flugs zum Hexentier, dem kleinen,  
auch es, das Kätzchen darf nicht weinen.  
Drum eil Dich, liebes Frauchen mein,  
gieße schnell die Milch ins Tröpfchen rein.  
  
Da Mensch und Tier sind nun bedacht,  
wünscht Südwind Euch recht gute Nacht.  
Des Christkindleins Engelschar,  
wache über Euch nun immerdar.   
  
  
Johannes

**Nachruf**

Dr. Maria Poller  
  
 Für die Neustadter und Erlacher war Frau Dr. Poller nicht nur 28 Jahre lang praktizierende Ärztin. Im Ort war sie für die Bevölkerung nahezu drei Jahrzehnte der Inbegriff einer starken, mutigen Hausärztin und Mutter, die immer Rat und Hilfe geben konnte.  
  
 In Würzburg geboren, erlebte sie mit ihren Eltern, dem Lehrerehepaar Schubert, die Kindheit und die Schulausbildung in dieser Stadt. Nach dem Arztstudium und dem Examen heiratete sie den Arzt *(Chemiker)* Dr. Konrad Poller und eröffnete mit ihm eine Gemeinschaftspraxis in der Würzburger Martin-Luther-Straße.  
  
 Der Beginn des zweiten Weltkrieges und die Kriegsjahre bis 1945 veränderten viel im Leben der Arztfamilie. Beide wurden als Ärzte dienstverpflichtet. Der verheerende Bombenangriff auf Würzburg im März 1945 zerstörte auch die Wohnung und Arztpraxis der Familie Poller. Mit ihren drei Buben flüchtete sie von Würzburg nach Neustadt in das 1936 *(1937)* gebaute Wochenendhäuschen. Ihr Mann war bis Kriegsende an verschiedenen Standorten eingesetzt *(als Stabsarzt)* und verstarb 1946 nach einer Erkrankung in Gefangenschaft in Moosburg am Inn.  
  
 Als ihre schwierigsten Jahre nannte Frau Dr. Poller den Neuanfang nach dem Krieg in Neustadt. Hier begann für sie als alleinstehende Mutter mit drei Buben und als praktizierende Landärztin – zuständig für Neustadt, Erlach, Pflochsbach und Wombach *(Rodenbach)* – eine schwere Zeit des Durchhaltens. Die ärztlichen Besuche bei den Kranken unternahm Dr. Poller zuerst mit dem Fahrrad, dann mit einem Motorrad und schließlich war es ihr möglich, ein Goggomobil aus der neuen PKW-Generation der fünfziger Jahre zu erwerben.  
  
 Trotz dieser schweren Zeit ist der Frau Doktor der Humor und ihre angenehme Erzählkunst erhalten geblieben.  
  
 Im September 1973 beendete Maria Poller ihre berufliche Tätigkeit. Frau Dr. Poller mußte sich daraufhin einer schwierigen Hüftoperation unterziehen. Eine Reihe anderer schwerer Krankheiten kamen auch für sie unerwartet und längere Krankenhausaufenthalte folgten. Frau Dr. Poller hat sich, wie sie selbst sagt, nie aufgegeben und immer wieder den Neubeginn gewagt und ist dabei lebensfroh geblieben.  
  
 Ihr plötzlicher Tod hat die Bevölkerung tief bewegt.  
  
 Wir nehmen Abschied von Frau Dr. Maria Poller und danken ihr für ihr Engagement und Hilfe die sie der Bevölkerung unserer Gemeinde zugute kommen ließ.  
  
 Als Zeichen der Wertschätzung soll der mitgebrachte Kranz ihr Grab schmücken.

Liebe Frau Dr. Poller ruhe in Frieden.  
  
 Franz Greser Bürgermeister von Neustadt/Erlach

**Familientafel**

Name geboren verheiratet gestorben geborene  
  
Großeltern: Poller/Schubert  
  
Konrad Poller 14.4.1859 4.5.1893 15.04.37  
Luise Poller 27.11.1867 4.5.1893 9.3.1945 Lieberich  
  
Valerian Schubert 17.12.1866 7.9.1897 23.2.31  
Karolina Schubert 24.10.1867 7.9.1897 2.2.1922 Binder  
  
Eltern:  
  
Konrad Poller Dr. med et phil 21.10.1896 30.5.1925 3.11.1946  
Maria Poller Dr. med 1.7.1900 30.5.1925 11.8.1992 Schubert  
  
Onkel/Tanten:  
  
Luise Poller 23.3.1894 13.8.1972  
Johann Schubert Dr. med Prof. 14.3.1906 1.10.1934 31.8.1951  
Erika Schubert 1.9.1903 1.10.1934 9.6.1978 Guderjan  
  
Geschwister:  
  
Heinrich Poller 10.4.1926 24.9.1950 24.12.1998  
Liselotte Poller 24.12.1925 24.9.1950 Fuß  
Kinder:  
Wolfgang Poller 28.1.1952 8.12.1978  
Brigitte Anschütz 5.2.1954 25.7.1981 Poller  
Margarete Poller 20.7.1958 16.3.1985 Poller  
Ursula Poller 10.4.1960  
Ullrike Poller Dr. nat. 4.4.1967 ?.?.2000 Poller  
  
Joachim Poller 26.7.1928 4.2.1956  
Katharina Poller 20.6.1929 4.2.1956 Schiffer  
Kinder:  
Maria Poller 8.1.1957  
Elisabeth Schott Dr. vet. 12.7.1958 12.6.1981 Poller  
Matthias Poller 27.6.1961  
  
Johannes Poller 20.9.1931 29.7.1959  
Helga Poller 8.3.1934 29.7.1959 Wagner  
Kinder:  
Christoph Poller 5.5.1960 5.11.1983  
Stefan Poller 29.3.1963 8.9.1990  
Martin Poller 29.1.1965 9.7.1993  
Susanne Poller 28.8.1967

**Schlußwort**

Die Jahresangaben hinter den Autoren basieren auf der Ausgabe der Hüttenchronik von 1977. Es ist möglich, daß diese Texte und Gedichte in Wirklichkeit älter sind.  
  
 Das “Fahrrad” habe ich der Hochzeitszeitung von Johannes und Helga entnommen, weil ich glaube, daß dies auch ein Stück Hüttengeschichte war und nicht erfunden wurde.  
  
 Es gibt bestimmt noch vieles hinzuzufügen, aber die Zeit drängt, denn es soll eine Weihnachtsüberraschung für meine Brüder sein und Weihnachten ist in 12 Tagen, da bleibt nicht mehr viel Zeit. Außerdem soll es anregen, alte Aufzeichnungen zu sammeln, denn spätestens 2007 feiern wir 70 Jahre Hütte und da ist sicherlich eine Neuauflage fällig, ob ich sie dann noch schreiben kann, steht in den Sternen.  
  
 Meine Bitte also, her mit alten Geschichten, so noch welche vorhanden sind, damit sie wenigstens festgehalten werden können.  
  
 Ich hoffe ihr hattet viel Freude beim Lesen, mir hat das Schreiben jedenfalls viel Spaß gemacht und ich habe so manche Episode nochmals erlebt.  
  
  
 Joachim, den 12. Dezember 1998

**Tonbandaufzeichnungen**

Gespräch mit Tante Luise 1965 in der Waltherstraße.  
  
Leider sind die Aufzeichnungen unbrauchbar!